ARMEE Rundschau



Magazin des Soldaten HEFT 4 • APRIL 1962 • PREIS DM 1,-



Oberfeldwebel Horst Henkel: Waffenbrüderschaft, Holzschnitt

Oberleutnant Rehberg

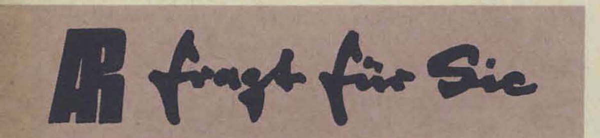
Kompaniechef im Truppenteil Löffler



Was raten Sie jungen Soldaten?

AR: *Sicherlich werden in Kürze auch in Ihrer Kompanie Wehrpflichtige dienen. Was müssen diese jungen Soldaten vor allem begreifen, wenn sie ihre neuen Pflichten gut erfüllen wollen?*

Oberleutnant Rehberg: Die jungen Soldaten sollten als erstes daran denken, daß sie zu Klassengenossen kommen. Wir beglückwünschen sie zu dem Beginn eines neuen Lebensabschnittes und werden alles tun, um sie schnell zu guten Soldaten der Nationalen Volksarmee zu erziehen. Aber wir erwarten auch etwas von ihnen. Der Fahneneid der Nationalen Volksarmee – das ist das Dokument, welches die Jungen gründlich studieren und mit Verstand und Herz erfassen müssen. Dort sind alle Forderungen an den Soldaten unserer Armee klar und deutlich enthalten. Wenn er den Fahneneid richtig versteht und ihn zur Richtschnur seines Handelns macht, wird er bewußt seine Pflicht beim Schutz der Deutschen Demokratischen Republik tun. Dann wird er nicht schlechthin seinen Dienst versehen, sondern sich bemühen, das Waffenhandwerk so schnell wie möglich und so gut wie möglich zu erlernen. Und als Kompaniechef einer Mot.-Schützenkompanie möchte ich den Jungen sagen: Ihr müßt viel lernen. Vielleicht werdet ihr Mot.-Schützen. Dann wird in der Gefechtsausbildung viel von euch gefordert. Ihr werdet vor Aufgaben stehen, die den ganzen persönlichen Einsatz,



die einen festen Willen verlangen. Euer Dienst wird von euch gute praktische Fähigkeiten und auch großes technisches Wissen erfordern, denn die Mot.-Schützen sind mit ausgezeichneter Technik ausgerüstet. Kurzum, ich meine also: Nur derjenige Soldat wird seine Pflicht gegenüber den Werktätigen erfüllen, der weiß, wofür er seine Waffe trägt – für das Vaterland, für den Frieden, für den Sozialismus.

AR: *Für viele Wehrpflichtige wird die Eingewöhnung in das militärische Leben nicht leicht sein. Welchen Rat geben Sie als erfahrener Offizier den jungen Soldaten, um ihnen diesen Übergang zu erleichtern?*

Oberleutnant Rehberg: Sicher wird das Soldatenleben für viele der jungen Menschen, die zu uns kommen, nicht leicht sein. Das ist anders als im Zivilleben: alle tragen die gleiche Uniform, leben in der Kaserne, es gibt eine einheitliche innere Ordnung und eine feste Disziplin. Aber das ist notwendig. Wenn wir die Ziele, die uns Partei und Regierung wiesen, erreichen wollen, muß die ganze Armee einheitlich handeln. Die Vorgesetzten erziehen ihre Soldaten nach den Vorschriften und der Soldat muß diese Vorschriften und die Befehle widerspruchslos in die Tat umsetzen. Das also müssen die jungen Soldaten vor allem verstehen: Die Befehle und Vorschriften richten sich nicht gegen sie. Die Vorgesetzten sind bemüht, durch die Einhaltung der Vorschriften und konkrete Befehle die Voraussetzungen zu schaffen, daß der Soldat seine Aufgabe lösen kann. Ich möchte den jungen Soldaten raten, so schnell wie möglich engen Kontakt mit Genossen aufzunehmen, die schon länger in der Armee dienen, und sich vertrauensvoll an die Vorgesetzten zu wenden. Sie werden ihnen helfen, schnell mit den Dingen fertig zu werden, die ihnen in der ersten Zeit noch schwerfallen. Viele erfahrene Genossen, z. B. in meiner Kompanie Unteroffizier Reuß, haben sich weiterverpflichtet, um bei der Ausbildung und Erziehung der jungen Soldaten zu helfen. Ihnen, den Besten, nachzueifern, sollte für jeden Soldaten selbstverständlich sein.

AR: *Wie bereiten Sie sich und Ihre Kompanie auf die neue Aufgabe vor?*

Oberleutnant Rehberg: Es ist klar, daß sich durch die Wehrpflicht unsere Aufgaben als Erzieher erweitern. Wir müssen besser und schneller ausbilden und erziehen als vorher. Aber die Grundlage unserer Tätigkeit bleibt nach wie vor die politisch-ideologische Arbeit, die Überzeugung, die geduldige Erziehung. Natürlich, damit ist nicht gesagt, daß keine harten militärischen Forderungen erhoben werden. Ganz im Gegenteil. Die Forderungen werden höher als bisher. Und wenn es notwendig ist, wird auch der Zwang als Mittel der Erziehung angewendet. Aber die politisch-ideologische Erziehungsarbeit ist und bleibt für uns das Wichtigste. Wir haben gründlich die Wehrgesetzgebung studiert. Neun erfahrene Genossen verpflichteten sich zu weiterem Dienst. Die Partei- und FDJ-Organisation verpflichtet alle Genossen, die in der Kompanie bleiben, sich sofort aktiv mit den jungen Soldaten zu beschäftigen, ihnen zu helfen, damit wir gemeinsam so schnell wie möglich einen hohen Stand der Gefechtsausbildung erreichen. Gestützt auf die Kraft der Partei und des Jugendverbandes werden wir diese Aufgabe lösen.

Gebe jeder sein Herz,

Behütet es gut!

Gewehr
bei Fuß!
Daß die Faust
nicht erschlaffe!
Merk auf! Blick klar!
Sei scharf und gescheit!
Das Aug' auf den Feind!
Im Griff deine Waffe!
Unser
sind Speicher,
sind Straße
und Brücken.
Das volkseigene Gut,
behütet es gut!
Steht auf der Wacht
gegen Wut,
gegen Tücken,
nehmt eure Republik
in eure Hut!
Laßt mannhafte Schützer
die Abwehr rüsten.
Gebe jeder
sein Herz,
seine Hände her.
Erwidert
den Schuß
des Mord-Monarchisten
mit der jungen
Arbeiter-
und-Bauern-Wehr.
Paßt auf!
Und werdet,
des Feindes gewärtig,
durch Eintracht,
Werkfleiß
und Kunst des Gefechts
mit jeder entfesselten
Meute
fertig.

seine Hände her ...

SOLDAT WINTER: Auf einem Forum hörte ich, daß der Westen gegen unseren Fahneneid hetzt. Warum?

Gemeinsame Treueschwüre haben in Zeiten sozialer und nationaler Befreiungskämpfe schon immer eine bedeutende Rolle gespielt. Friedrich Schiller hat in seinem „Tell" mit dem „Rütli-Schwur" ein überzeugendes Beispiel gegeben. Zur Zeit der Pariser Kommune 1871 entstand das Kampflied, die „Internationale". Sie ist ein Gelöbnis, der Sache des Proletariats bis zum Siege treu zu bleiben.

Alle Unterdrückerarmeen kannten und kennen genau die moralische Kraft eines gemeinsam geschworenen Eides. Um den Zwiespalt zwischen ihren reaktionären Zielen und den Interessen ihrer Soldaten zu verhüllen, nutzen sie zur Täuschung nationale bzw. religiöse Gefühle aus und mißbrauchen den Vaterlandsbegriff. So ist der Eid der Bundeswehr auf „Deutschland" ein Meineid, eine besonders infame Lüge.
Unser Fahneneid dagegen ist Ausdruck der Übereinstimmung der persönlichen und gesellschaftlichen Interessen unserer Armeeangehörigen.
Drei Seiten unseres Fahneneides haben es den Imperialisten besonders angetan: daß unsere Soldaten auf die DDR schwören, die zu ihrem Vaterland wurde; daß sie auf den Sozialismus schwören; daß sie auf die unverbrüchliche Treue zu ihren Waffenbrüdern schwören.

Mögen sie auch noch so heulen:
„Wir richten uns in unserer Entwicklung nach den Interessen unseres Volkes . . . Wir sichern mit allen Mitteln unseren sozialistischen Friedensstaat. In der DDR wird der Sozialismus zum Sieg geführt, unabhängig von den Spekulationen irgendwelcher Leute in Bonn oder Westberlin und unabhängig von der Entwicklung der Beziehungen der beiden deutschen Staaten zueinander. Diese unsere Aufgabe lösen wir im Interesse des ganzen deutschen Volkes in engster Freundschaft und Zusammenarbeit mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern." (Aus dem Dokument des Nationalrates: Die geschichtliche Aufgabe der DDR und die Zukunft Deutschlands)

SOLDAT REIGEMANN: Haben wir den Kampf um die Wiedervereinigung abgeschrieben?

Westdeutsche Politiker versuchen uns weiszumachen, daß die Kriegsgefahr in Deutschland vor allem von der Spaltung Deutschlands herrührt. Aber gab es nicht 1914, als der deutsche Imperialismus das erste Mal zur Eroberung der Welt auszog, ein einiges deutsches Kaiserreich? Bestand nicht, als die Faschisten die Welt in den zweiten Weltkrieg stürzten, ein einheitlicher deutscher Staat „von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt"? Und betrachten wir die Gegenwart. Ist wirklich jemand so naiv zu glauben, daß die IG-Farben und Mannesmann, die Strauß und Heusinger weniger anmaßend, weniger machthungrig, weniger aggressiv wären, wenn ihre Bundeswehrregimenter in Leipzig oder gar in Ostpreußen ständen? Das Elend und die Schande, die in der Vergangenheit auf unser Volk gehäuft wurden, und die Gefahr des Atomkrieges, die heute die Existenz unserer Nation bedroht, rühren und rührten also nie und nimmer von der staatlichen

Oberst RICHTER antwortet



Spaltung Deutschlands, sondern einzig und allein von der Herrschaft der Monopole und Militaristen her.
Wer diese mit dem Tod Millionen Deutscher bezahlten geschichtlichen Lehren kennt, muß auch jene Schlußfolgerung Buchstabe für Buchstabe unterschreiben, die das Dokument der Nationalen Front „Die geschichtliche Aufgabe der DDR und die Zukunft Deutschlands" enthält:
„Solange die Konzerne, Großbanken und ihre Militaristen auch nur in einem Teil Deutschlands die Herrschaft ausüben, ist die physische Existenz des ganzen deutschen Volkes bedroht, ist seine Einheit unmöglich."

In diesem Zusammenhang sagen wir, daß es gegenüber 1914, 1933 und 1939 ein Glück ist, wenn heute die DDR besteht. Aber all das heißt nicht, daß wir uns mit der Spaltung Deutschlands abgefunden haben. So sicher, wie mit dem westdeutschen Imperialismus nur die fortschrittlichen Kräfte in Westdeutschland, voran die Arbeiterklasse, reinen Tisch machen können, so sicher ist auch, daß wir sie kraft unseres Beispiels, durch die allseitige Stärkung der DDR und den endgültigen Aufbau des Sozialismus in diesem Kampf bestärken und anfeuern können. Die Nationale Front hat darüber hinaus in dem bereits erwähnten Dokument einen konkreten, sicheren Weg zur Lösung der nationalen Frage in Deutschland gewiesen. Seine Stationen heißen: Abschluß des Friedensvertrages und Umwandlung Westberlins in eine neutrale Freie Stadt, Bildung einer deutschen Konföderation.

Wo er steht, ist die Partei

VON HAUPTMANN HANSJÜRGEN USCZECK

Die Volksweisheit hat nicht unrecht: Aus den Büchern, die jemand liest, kann man auf seine Person, auf seinen Charakter schließen. Also, versuchen wir's auch mal.

In einem Bücherschrank stehen einträchtig nebeneinander ein Mathematiklehrbuch, militärtechnische und militärpolitische Schriften – Kriegserinnerungen sowjetischer Generale, Romane fortschrittlicher Schriftsteller, die Beschlüsse und Dokumente unserer Partei und der KPdSU, Lehrbücher der Physik und der russischen Sprache. Auf jeden Fall ein vielseitig interessierter Mensch. Auf jeden Fall auch ein Soldat. Aber ob es sich um einen Kommandeur, einen Techniker oder einen Politoffizier handelt – das ist schwer zu sagen. Nun, wir wollen es gleich im voraus verraten: Diese innige Verschmelzung des politischen mit dem militärischen Wissen zeichnet den Parteisekretär der Einheit Kairies, Hauptmann Bergmann, besonders aus.

Neunundzwanzig Jahre ist der sympathische, aber dabei auch energische Genosse, von dem man im Stab der Einheit sagt: „Der ist immer da. Man kann ihn sogar mitten in der Nacht wecken und ihm eine Aufgabe stellen – er erfüllt sie ohne zu murren."

Das entspricht genau der Auffassung, die Genosse Bergmann von der Aufgabe eines Parteisekretärs hat: Dafür sorgen, daß die Partei stets und überall die führende Rolle hat. Vor allem dadurch, daß alle Mitglieder und Kandidaten der Partei vorbildlich handeln und exakt ihre Pflichten als Soldaten, Unteroffiziere oder Offiziere erfüllen. An ihrer Spitze natürlich der Sekretär. Aber darüber spricht er nicht. Und auch das ist eine Eigenschaft, die ihm die Genossen bescheinigen: Bescheidenheit. Der gelernte Zimmermann ist auch als Offizier ein Arbeiter geblieben.

Er stützt sich fest auf das Kollektiv der Parteileitung und der Parteiorganisation, weil er weiß, daß man im Alleingang vielleicht einmal ein Tor im Fußball schießen kann, aber nie zu dauerhaften Erfolgen in der Parteiarbeit kommt. Das war gar nicht einfach, als vor wenigen Monaten die Einheit neuaufgestellt wurde. In kürzester Zeit mußte die Gefechtsbereitschaft hergestellt werden. Das konnte nur mit Hilfe der Parteiorganisation geschafft werden – die es noch nicht gab. Nach sechs Tagen wurde die Grundorganisation gebildet. Die rastlose Arbeit, zahlreiche individuelle Aussprachen hatten sich gelohnt. Die Parteileitung wurde unter Führung des Hauptmann Bergmann ein festes Kollektiv. Die Genossen steuern den richtigen Kurs, denn sie stellen in den Mittelpunkt ihrer Tätigkeit die Erfüllung des Ausbildungsbefehls – sie trugen nicht wenig dazu bei, daß der Zustand der Technik verbessert und eine gute Disziplin erreicht wurde.

Arbeit – das ist etwas, was der Sekretär der Parteiorganisation nicht scheut. Und er bewältigt sie auch, denn er und auch die Parteileitung gehen planmäßig, systematisch vor. Der Arbeitsplan der Parteiorganisation enthält nicht einfach Termine. Er bezeichnet als erstes die Schwerpunkte für die Arbeit. Danach erhalten die Leitungsmitglieder konkrete Aufgaben, danach werden auch in den Parteiorganisationen der Kompanien die Parteiaufträge erteilt. Das sind nicht einfach irgendwelche organisatorischen Dinge, sondern vorwiegend Aufträge zur kämpferischen Durchsetzung

Illustration: A. Jahn/W. Speer



der Generallinie unserer Partei. Wenn es z. B. in der Einheit Diskussionen über die Frage gab: „Wer ist unser Freund und wer ist unser Feind", dann war klar, daß alle Parteimitglieder konkret den Auftrag erhielten, die Auffassung der Partei in dieser Frage jedem Soldaten klarzumachen.
Die Stärkung der Parteiorganisation sieht Genosse Bergmann als eine der wichtigsten Aufgaben an. Im Herbst waren es 44 Genossen, jetzt sind es 65. Und bis zur Berichtswahlversammlung wird es in jeder Gruppe ein Mitglied oder einen Kandidaten geben.
Man sieht, an Arbeit mangelt es nicht. Jeder der Tagesarbeitspläne des Sekretärs ist voll besetzt. Greifen wir nur einen Tag heraus, den 6. März. Da begann es früh mit der Überprüfung der Grundbücher. Die Teilnahme an der Sitzung der Jugendkommission des Verbandes, der Genosse Bergmann angehört, schloß sich an. Dann folgte ein Seminar mit den Parteileitungsmitgliedern über die Wahldirektiven des ZK, die Teilnahme an einer Parteileitungssitzung der 3. Kompanie und abends ein militärpolitisches Forum in einer Gemeinde. Mindestens an zwei Abenden in der Woche findet man den Parteisekretär auf den Stuben der Soldaten. Politische und fachliche Fragen, persönliche Sorgen — für alles hat er ein offenes Ohr.
Und die Familie, wird mancher fragen. Oder ist der Genosse Bergmann ledig? Nein, er ist seit 1954 verheiratet. Auch ein Kind hat sich eingestellt. Genosse Bergmann wohnt noch nicht am Dienstort. Doch die Trennung wird erleichtert, da seine Frau berufstätig ist und als Kandidat der Partei Verständnis für den Ehemann-Parteisekretär hat. Aber die persönliche Weiterbildung? Oder zehrt der Genosse Bergmann nur von dem, was er vor Jahren auf Schulen lernte? So ist es nicht. Auch dafür ist Zeit vorgesehen. Genosse Bergmann war Kommandeur bei der Artillerie, er ist Panzerfahrer der Klasse III und besitzt die Fahrerlaubnis der Klassen 1 und 5. Bis zum Juni wird er die Prüfung als Fahrlehrer ablegen. Und dann? Sein Wunsch ist es, eine Militärakademie zu besuchen, denn er weiß, daß man in unserer modernen Armee nur dann ein guter politischer Führer sein kann, wenn man die klare politische Einsicht, das entschlossene Eintreten für den Sozialismus mit dem Wissen des Militärspezialisten vereint. Da heißt es allerdings, sich ganz fest hinter die Bücher zu klemmen. In Physik, Biologie, Geschichte und Geographie hat der Genosse Bergmann bereits die Kenntnisse der 10. Klasse erlangt. Jetzt geht es vor allem um die Mathematik. Auch die schöngeistige Literatur und das Theater sollen ja nicht zu kurz kommen. Denn ein Parteifunktionär muß ein allseitig gebildeter Mensch sein, und Kunst und Literatur sind wichtige Mittel der Erziehung.
Das alles miteinander zu vereinen, scheint auf den ersten Blick unmöglich zu sein. Aber es geht, wie das Beispiel beweist. Allerdings braucht man dazu Energie, Zielstrebigkeit, eine gute Ausnutzung der Zeit, die Mobilisierung der ganzen Parteiorganisation und vor allem Begeisterung, revolutionären Elan. Alles das sind Eigenschaften des jungen Parteisekretärs Bergmann.

JOSEF WÄCHTLER

PARTEI

das ist die Heimat der Genossen
und die Gewißheit,
daß die Klasse siegt;
ein Wille,
unbesiegbar und entschlossen,
und eine Macht,
die in der Einheit liegt.

Partei
ist Schweiß und Leid und Blut der Masse,
Empörung,
durch Jahrhunderte genährt,
die Waffe
für die unterdrückte Klasse,
die endlich und für immer
sich bewährt.

Partei,
das ist die Zuversicht der Massen,
ihr Wissen
um die neue, bessre Welt.
Sie ist das Beispiel
für ihr Tun und Lassen
und die Vernunft,
die alles richtigstellt.

Partei,
das ist der Sieg in allen Ländern,
das Wort von Marx,
das alle Völker eint,
die große Kraft,
um eine Welt zu ändern —
das Licht der Wahrheit,
das unendlich scheint.

Eine blendende Erscheinung also, ohne Schatten, ohne Fehler? Man braucht ihn nur selbst zu fragen. Sachlich, als spräche er über einen anderen, schätzt er seine Arbeit ein. Er kennt seine Schwächen: er versuche manchmal, der Leitung von vornherein seine Meinung aufzuzwingen, er müßte noch mehr den Parteisekretären in den Kompanien helfen und die Kontrolle der Beschlüsse reiche noch nicht aus. Naja, und die Kritik, da nehme er kein Blatt vor den Mund. Das sei richtig, ja. Aber manchmal schieße er übers Ziel hinaus. Um seine Fehler wissen, ist nur das eine. Aber die Genossen, die ihn gut kennen, berichten, daß er sich bemüht, sie zu überwinden. In ihren Worten über ihn liegt Stolz und große Wertschätzung. In ihm, dem Arbeiteroffizier, sammelt sich wie in einem Kristall die Kraft des Kollektivs, in dessen Mitte er wächst. Dieses Parteikollektiv kann Berge versetzen.



DDR UNSER VATERLAND



eut fährt Vati nach Leipzig zur Messe", sagte ich zu meinem Sohn. „Was wird denn da gemessen?" fragte er zurück. Ich versuchte ihm zu erklären, daß eine Weltmesse nichts mit messen zu tun hat. Jetzt aber, wo ich im Leipziger Neuen Rathaus arbeite, dem Ausländertreffpunkt während der Messe, habe ich mir etwas anderes überlegt. Freilich wird hier gemessen. Es ist ein großes Kräftemessen mit friedlichen Mitteln.

58 Länder als Aussteller statt 52 im Vorjahr und damit die höchste Zahl in der 800jährigen Geschichte dieses Handelsplatzes; 50 Firmen mehr als im Vorjahr aus NATO-Ländern; Mali, Malagassi, Rhodesien, Laos und Cypern erstmalig vertreten – noch nie war die Messe so international.

Aber es wurde noch mehr gemessen. Exponate aus aller Welt standen im Wettbewerb. Über unsere äußerte sich Jan Micardo aus England – und er muß es wissen, denn seit 1930 kommt er ständig zur Messe: „Seitens Ihrer Industrie gibt es wieder sehr interessante neue Entwicklungen, z. B. in der Textiltechnik, in Chemieausrüstungen, überhaupt in der Petrochemie. Ich bemerke, daß Ihre Techniker sehr lange und sehr starke Schritte vorwärts machen." Daß Handelsleute solch ein Urteil nicht „aus dem hohlen Bauch", sondern erst nach einer Prüfung „auf Herz und Nieren" fällen, zeigen diese Worte des Direktors der Firma Colement, Paris, über die DDR-Werkzeugmaschinen: „Sie sind absolute Spitzenklasse. Dieser Tage waren wir z. B. mit Ingenieuren der Firma Floc aus Lyon bei den Ingenieuren Ihres Fritz-Heckert-Werkes und haben drei Stunden lang ihre Erzeugnisse auseinandergenommen und sie auf den Höchststand der Technik untersucht und uns dann schließlich entschlossen, größere Bestellungen für Werkzeugmaschinen aufzugeben."

Die Summe ähnlicher Beispiele beweist, daß die Messe für Aussteller und Einkäufer auch ein geschäftlicher Erfolg war, und sie läßt darüber hinaus erkennen, daß die sozialistischen Staaten im ökonomischen Wettbewerb die Nase zuerst im Ziel haben werden.

Schließlich maßen Tausende ausländische Messereisende aus kapitalistischen Ländern die Bonner Schauermärchen über die DDR an der Wirklichkeit. Das Ergebnis? „Wenn wir hierher kommen, sehen wir, daß man wissentlich lügt und daß sich die DDR trotz mancher noch bestehenden Schwierigkeiten erfolgreich vorwärts entwickelt." (Henri Lederhandler, Direktor eines Brüsseler Unternehmens.)

Alles in allem: Das große Kräftemessen in Leipzig haben die gewonnen, die für friedliche Beziehungen zwischen den Völkern eintreten.

Blieb zu sagen, daß ich meinem Sohn ein Spielzeug kaufen wollte, das, da er alles herumwirft und verliert, nicht zu wertvoll ist. Da kam ein Wanderer des Wegs und sagte: „Am besten, Sie wenden sich an die NATO. Deren Boykottgeschosse gegen die Messe haben sich als Bumerangs entpuppt, die nicht treffen, aber mit Sicherheit zum Werfer zurückfliegen." *B. Temme, Kammer für Außenhandel*

Er legt den Kettenspanner weg und wischt sich mit dem Lappen die ölverschmierten Hände ab. „Eigentlich wollte ich als Dumperfahrer auf den Bau in die Kreisstadt gehen", sagt mir der 21jährige Gefreite Klaus Richter. „Aber den Zahn habe ich mir selbst gezogen, das ist vorbei."

„Und jetzt, wie soll es weitergehen?"

„Ich will es gleich von vornherein sagen, Kampf hat's gekostet, aber die Besatzung hat das Für und Wider abgewogen, gleich, nachdem wir vom Kampfauftrag der FDJ gehört hatten. Mir gingen dabei erst richtig die Augen auf. So werde ich auf jeden Fall meine Zelte wieder in der LPG aufschlagen."

„Und die Stadt, wäre es da nicht leichter und bequemer gewesen?"

„Bequem hin, bequem her. Ich stand in der Produktionsgenossenschaft meinen Mann, ging zur Volksarmee, das war auch nicht der bequemste Weg. Und kneifen, weil's sicher kein Spaziergang

Dorf und Traktor brauchen mich

wird, das gibt's nicht. Das habe ich nicht zuletzt schon als Fahrer auf dem Panzer in zwei Jahren mitgekriegt."

„Du meinst, im Dorf würden deine Hände im Moment am notwendigsten gebraucht?"

„Na sicher! Mein Dorf braucht mich. Die sollen sehen, wie das hinhaut, und Richter hat nichts verlernt in den 30 Monaten, im Gegenteil! Übrigens, einen Freifahrtschein ins schöne Leben, den gibt's sowieso nicht. Überall wird nur mit Wasser gekocht."

„Für dich vielleicht, aber die anderen bei euch, die nicht gleich dir auf dem Traktor, in der Vieh- und Feldwirtschaft von der Pike auf Hand anlegten? Oder willst du behaupten, daß regennasse Tage auf den Feldern, Pflügen bei Wind und Wetter auf dem Traktor ein Vergnügen seien?"

„Werde mich hüten. Aber ohne eine Entscheidung geht's wohl nimmer ab. Natürlich müssen erst mal wir, die in der Landwirtschaft groß geworden sind, die Sache schmeißen. Aber auch Werner, er ist Schlosser in der I-Kompanie und wir sind seit Monaten dicke Freunde, hat sich so entschieden. Er kommt mit und will bei uns im Dorf zupacken, auf der RTS."

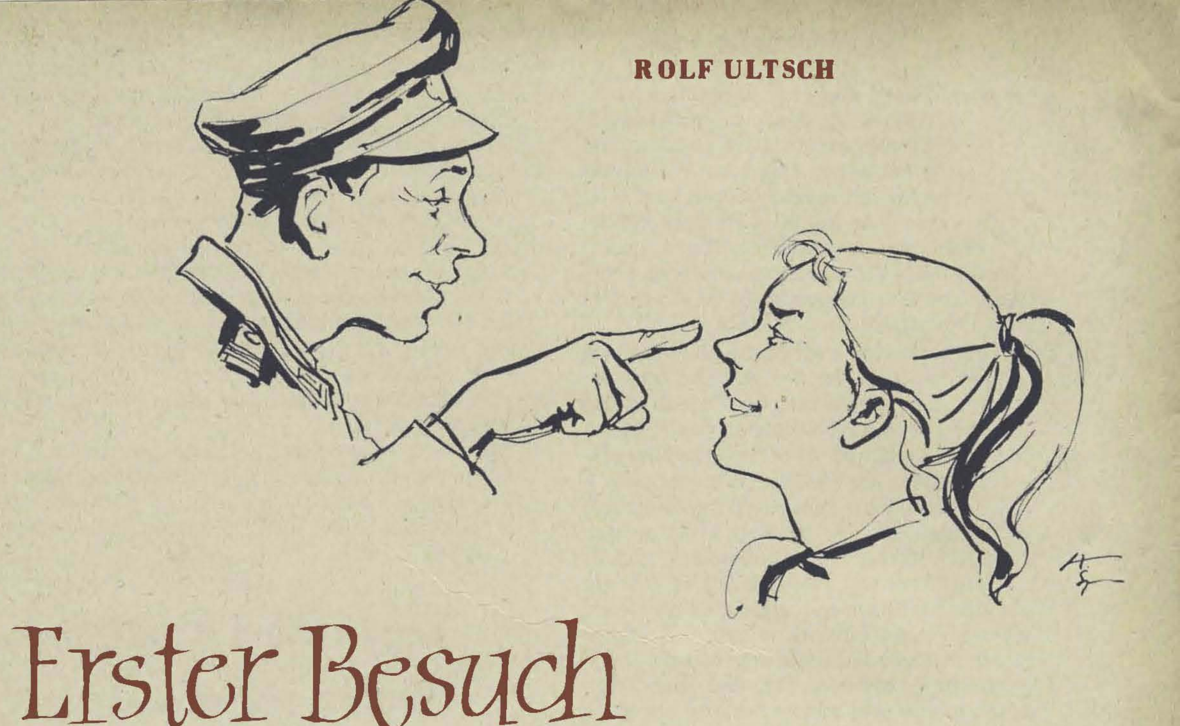
„Und der hat bisher nur Stadtluft gerochen, wenn wir vom Kartoffelbuddeln in der freien Zeit absehen?"

„Ganz so ist das. Aber bei uns gibt es noch mehr Traktoristen, die in die Reserve gehen. Sicher bleiben wir nicht allein, wenn wir vom Panzer auf den Traktor steigen und unseren neuen Kampfabschnitt beziehen."

Klaus schiebt die Feldmütze in die Stirn und verschwindet in der Fahrerluke. Einer – der nicht kneift und wohl stets hinter seinen Worten steht.

-ld

ROLF ULTSCH



Erster Besuch

Ratternd und fauchend fuhr der Personenzug in der kleinen Bahnstation R. ein. Die Bremsen quietschten, dann stand das dampfende Ungeheuer mit einem Ruck. Aus den wenigen Wagen quoll der Strom der von der Arbeit kommenden Männer und Frauen. An der Sperre drängten sich die Menschen.
Ein schlankes, blondhaariges Mädchen wühlte sich energisch durch die Menge. Endlich hatte sie es geschafft und rannte einem jungen Offiziersschüler der Nationalen Volksarmee entgegen. Herzlich umarmte sie ihn.
„Endlich bist du da!" sagte freudig das Mädchen.
„Hat ja auch lange genug gedauert", gab der Bursche vergnügt zurück und gab ihr dabei einen liebevollen Stups auf die Nase. Lachend faßten sie sich an den Händen und eilten durch die Sperre. Fred Berger kannte Elvira nun schon fast vier Jahre. An der ABF hatten beide gemeinsam ihr Abitur abgelegt. Mit ihr hatte er dort drei Jahre in einer Klasse die Schulbank gedrückt und sie während dieser Zeit liebgewonnen. Lächelnd dachte Fred jetzt daran, welche Mühe es ihn gekostet hatte, sich mit Elvira näher anzufreunden. Sie gingen zwar zusammen zum Tanz oder ins Kino, aber meist waren da noch mehr aus der Klasse dabei oder zumindest die Freundinnen Elviras. Gern wäre er einmal allein mit ihr nach Hause gegangen, aber stets fand sie einen Grund, um sich ihm zu entziehen.
Ja, so ging das bis zum Abschlußabend an der ABF. Dort spürte Fred zum ersten Male die tiefe Zuneigung Elviras. Gern dachte Fred an die herrlichen Stunden zurück, an den ersten gemeinsamen Nachhauseweg und den Augenblick, als sich ihre Lippen zum ersten zärtlichen Kuß fanden.
Elvira begann danach ihr Studium an der Universität. Sie wollte Ärztin werden und hatte dazu alle Voraussetzungen. Fred selbst wollte erst seinen Dienst in der Nationalen Volksarmee ableisten. Zu seiner großen Freude bot sich ihm die Gelegenheit, auf einer Offiziersschule zu beginnen.
Zwischen beiden flogen nun Briefe hin und her. Oft besuchte Fred Elvira, wodurch sich ihre Liebe mehr und mehr festigte. Ja, und nun sollte er zum ersten Male ihre Eltern kennenlernen.
Stolz blickte er Elvira an, die da glücklich neben ihm herschritt und ihn von Zeit zu Zeit schelmisch von der Seite anschaute.
Es waren nicht nur die goldglänzenden, zu einem Pferdeschwanz vereinten Haare, nicht nur ihr hübsches, stets freundliches Gesicht oder ihre schlanke Gestalt, die ihm an seiner Freundin so gefielen. Nein, viel mehr beeindruckte ihn ihr offener, ehrlicher Charakter, ihr starker Wille. Die Note „Sehr gut" im Abschlußzeugnis war ihr nicht so einfach in den Schoß gefallen.
„Sag mal, Freddy, hast du deinen Mund zu Hause gelassen?" unterbrach plötzlich Elvira seine Gedanken. „Nein, warum denn?" lachte Fred vergnügt. Aber dann fiel ihm ein, weshalb er eigentlich hierher gekommen war. Zum ersten Male sollte er sich bei Elviras Eltern vorstellen. So ganz wohl war ihm dabei nicht gerade. Immerhin . . .
„Du, Elvira, wissen deine Eltern überhaupt, daß ich komme?"
„Nein, nicht genau. Ich habe zwar gesagt, daß du einmal kommen wirst, aber wann, das wissen meine Eltern nicht. Damit möchte ich sie überraschen." Elvira lachte verschmitzt und legte noch einen Schritt zu. „Na, das kann ja heiter werden." Fred wiegte skeptisch den Kopf.

„Hier wohnen wir", sagte Elvira plötzlich und blieb vor einem sauberen, neuverputzten Bauernhaus stehen. Fred blickte sich interessiert um. „Komm!" forderte ihn das Mädchen auf. Unsicher blieb er stehen. Erst als Elvira seine Hand nahm und ihn ungeduldig vorwärts zog, folgte er ihr zögernd. Als sie die Haustür öffneten, kam ihnen schon Elviras Vater entgegen.

„Ah, sieh an, die Volksarmee hat wohl auch einmal an uns gedacht. Das freut mich aber. Guten Tag! Komm nur herein!" So wurde Fred empfangen. Er wußte nicht, wie ihm geschah.

„Du bist also der Genosse, der uns beim Kartoffelroden helfen soll. Na, viel ist es nicht mehr, was zu tun übrig geblieben ist. Es ist ja dieses Jahr das letzte Mal, daß wir das Feld abernten. Im nächsten Jahr kommt dann auch der Rest zur LPG, da geht es flotter vorwärts." Der alte Bauer ließ Fred nicht zu Wort kommen. „Arbeitszeug hast du nicht dabei. Na, ist auch egal. — Hol mal 'ne Arbeitshose und 'ne Jacke. Auch ein altes Hemd und die Stiefel in der Kammer!" wandte er sich dann an Elvira.
Elvira brachte die Sachen und verschwand wieder in der Küche.

Mag kommen was will, dachte Fred im stillen. Nachdem er etwas gegessen und sich umgezogen hatte, setzte er sich mit dem alten Germer und seiner Frau auf den Wagen, und los ging die Fahrt zum Feld. Elvira war nicht wieder aufgetaucht.

„Rauchst du?" fragte Elviras Vater und bot ihm eine Zigarette an. Dann mußte Fred von seinem Dienst erzählen, vom Unterricht an der Schule, von seinen Plänen für die Zukunft. So im Gespräch verging die Fahrt bis zum Kartoffelacker sehr schnell.

Elviras Mutter beteiligte sich kaum am Gespräch. Sie hatte Fred nur freundliche Worte der Begrüßung gesagt. Sie blickte ihn von Zeit zu Zeit abschätzend an.

Das Feld war nicht sehr groß und zum überwiegenden Teil schon abgeerntet. Der junge Bursche hatte sich nun schon mit seinem Schicksal abgefunden. Fleißig ging er mit der Hacke den Kartoffeln zu Leibe. Durch die Landeinsätze kannte er diese Arbeit zur Genüge.

Manchmal stellte der alte Germer noch Fragen, hörte sich aufmerksam die Antworten an. Aber noch mehr beobachtete er Fred bei der Arbeit. Ein zufriedenes Schmunzeln zeigte, welchen Eindruck er von dem Jungen gewonnen hatte.

„Na, Junge, machen wir erst mal 'ne Pause. Du wühlst ja mächtig drauflos. — Hier, nimm dir 'ne Zigarette!" Aufmunternd hielt ihm der Bauer die Schachtel hin. Gemütlich pafften beide den blauen Rauch in die Luft, während Mutter Germer die Säcke zuschnürte.

„Also Fred, ab jetzt nennst du mich einfach Karl. Es läßt sich so dann einfacher erzählen." — „Danke!" konnte Fred nur erwidern, so erstaunt war er über das schnelle „Du"-Angebot. Karl Germer schien seine Gedanken erraten zu haben. „Ja, bei uns ist das nun mal so. Wer anständig arbeiten kann, der gilt etwas und mit dem unterhalten wir uns wie mit unsresgleichen. Um zu sehen, ob einer



Illustrationen: Alyda Jahn

was leisten kann, dazu braucht man nicht lange. — Nun aber zu etwas anderem. Wie lange bleibst du hier?" — „Drei Tage wollte ich eigentlich bleiben." Fred schaute Germer unsicher an. Lachend schlug ihm der alte Bauer auf die Schulter.

„Junge, Junge. Glaubst du denn wirklich, daß ich auf den Kopf gefallen bin? Ich weiß schon lange, weshalb du eigentlich gekommen bist." Verwundert blickte ihn Fred an. „Ja, aber warum . . .?" Doch Vater Germer fiel ihm ins Wort. „Du meinst, weshalb ich das nicht schon früher gesagt habe. — Hm, eigentlich wollte ich nur einmal sehen, wie du arbeitest. Als Vater muß ich doch schließlich wissen, an wen meine Tochter ihr Herz verschenkt hat." Lachend zwinkerte er seiner Frau zu, die inzwischen ebenfalls zu den beiden gekommen war.

„Ich glaube, der Spaß war gelungen", meinte Fred und mußte nun ebenfalls lachen. Ihm war auf jeden Fall jetzt leichter ums Herz geworden.

Als Elvira endlich kam, wollte Fred wieder mit der Arbeit beginnen. Aber der Bauer hielt ihn zurück. „Mal nicht so eilig, Fred. — Komm, Mädel, hol dir deinen Herzallerliebsten ab. Hast lange genug auf ihn gewartet."

Wie übermütige Kinder faßten sich die beiden Verliebten und rannten, sich von Zeit zu Zeit umsehend, den Feldweg entlang.

Am Feldrand standen Karl Germer und seine Frau. Zufrieden schauten sie den Davoneilenden nach. „So ist das nun, Marta. Die Vögel sind flügge, nun fliegen sie aus. Nun, ich glaube, die zwei verstehen sich schon." Die Mutter lächelte und nickte beifällig.



Anders kennen sie ihren Gruppenführer nicht: Unteroffizier Walla ist auf jede Ausbildungsstunde gut vorbereitet. Aufmerksam verfolgen die Soldaten seine Hinweise, und nach einigen Kontrollfragen beginnt der Gruppenführer sofort mit dem exerziermäßigen Üben der einzelnen Tätigkeiten.

SIEGFRIED WEZEL

Die Grenzer vom Ulsterberg

Tiefhängende, graue Regenwolken huschen wie Gespenster über die Täler und Berge der Rhön. Der naßkalte, böige Wind treibt sie vor sich her, zerfetzt sie und führt sie an einer anderen Stelle wieder zusammen. Keinen Hund lockt man bei solchem Wetter hinter dem Ofen vor. Selbst die PS unseres EMW verhindern nicht, daß er ab und zu wie eine Streichholzschachtel um Zentimeter nach rechts gehoben wird. Wir sind heilfroh, als wir endlich unser Ziel erreicht haben: die Grenzkompanie Bergemann.

Wie leergefegt ist das Kompanierevier. Nur die Objektwache und einige Innendienstler sind zurückgeblieben. Die Kompanie ist morgens zum Westhang des Ulsterberges ausgerückt. Für den Vormittag steht taktische Ausbildung auf dem Dienstplan. So beißen wir in den sauren Apfel und stampfen den langsam ansteigenden Hang des Ulsterberges hinauf zum Plateau, dort, wo die Gruppen bei der Ausbildung sind.

Auf dem Hinweg erzählt Oberleutnant Bergemann, daß die Ausbildung trotz mancher Schwierigkeiten gut angelaufen ist. Er selbst leitete einige Tage zuvor einen dreitägigen Kurzlehrgang für seine Gruppenführer. „Diese gründliche instruktiv-methodische Schulung der Unteroffiziere bedeutet schon die halbe Erfüllung des Ausbildungsprogrammes", meint Genosse Bergemann.

„Vor allem lege ich besonderen Wert auf das Studium der militärischen Dienstvorschriften durch

alle Gruppenführer und zeige ihnen, wie selbst mit einfachen Mitteln eine wirklichkeitsnahe Gefechtsausbildung möglich ist. Viele Dinge sind Neuland für sie. Der militärische Schutz unserer Staatsgrenze aber fordert einfach eine neue Qualität, vor allem in der taktischen Ausbildung."

Wir spüren bei seinen Worten, mit wieviel Ernst er die Gefechtsausbildung seiner Kompanie betrachtet. Und eben deshalb zeichnet ihn die große Sorgfalt aus, die er für die Vorbereitung dieses wichtigen Ausbildungsabschnittes aufbietet. „Für uns", so ergänzt er, „bedeutet der Name ‚Grenztruppen der Nationalen Volksarmee' Ehre und Verpflichtung zugleich."

In seiner Kompanie gibt es eine ganze Reihe erfahrener Grenzsoldaten. Seit Jahr und Tag haben sie unter allen Bedingungen mit Hingabe die Staatsgrenze beschützt. Aber hinzugekommen sind viele junge Genossen, vor allem nach dem 13. August 1961 mit dem FDJ-Aufgebot „Das Vaterland ruft — schützt die sozialistische Republik!"

„Diese Mischung ist gesund", meint Genosse Bergemann mit einem leichten Schmunzeln. „Mancher alte Hase muß sich von den jungen Soldaten etwas anhören, was ihm im ersten Moment nicht gefällt, von wegen, ‚das machen wir schon seit Jahren . . .' "

Schnell vergeht bei diesem interessanten Gespräch der strapazenreiche Anmarschweg zum Ausbildungsgelände. Und dann sind wir mittendrin in der Atmosphäre der Gefechtsausbildung. Kommandos und Befehle dringen an unser Ohr. Einmal vernehmen wir sie wörtlich, dann wieder hören wir nur Wortfetzen. Der schneidende Wind ist hier oben nicht sanfter geworden . . .

Unterhalb des Kastenwaldes, der den Gipfel des Ulsterberges einhüllt, übt die Gruppe des Unteroffiziers Walla. Sie ist die beste der Kompanie und selbstverständlich der Stolz des Kompaniechefs. „Noch hat sie die Auszeichnung nicht verliehen bekommen, weil es da in der Vergangenheit einen ‚Haken' gab . . ."

23 Lenze zählt Horst Walla, der gelernte Elektromontageschlosser aus dem RAW Dessau-Süd. Fünf Jahre trägt er das Ehrenkleid des Grenzsoldaten. Schon sein Auftreten verrät uns, daß er vor Energie sprüht. Jedes Wort, das der stämmige und doch schlank wirkende Gruppenführer spricht, jeder Befehl, der über seine Lippen kommt, sind überlegt und präzise.

Und die Meinung des Zugführers, Unterleutnant Knefelkamp? „Unteroffizier Walla ist Vorbild für alle. Gute politische und militärische Kenntnisse zeichnen ihn aus. Manchmal muß ich bei ihm die Zügel etwas anziehen, weil er hohe Forderungen stellt, mit denen er ab und zu über das Ziel hinausschießt. Lieber so als umgekehrt. Den sechs Genossen seiner Gruppe gefällt das, und alle stehen wie ein Mann hinter ihrem Gruppenführer."

Die Praxis überzeugt uns. Jedes Element des Themas zeigt Unteroffizier Walla mit Geduld und macht es seinen Soldaten selbst vor. Ob Hinlegen, Aufstehen, Sprünge oder die verschiedenen Anschlagsarten im Angriff, er beherrscht sie aus dem ff. Jeden Fehler sieht sein geübtes Auge. Dann liegt er neben seinen Soldaten, erklärt beharrlich und beseitigt die Mängel. Dann aber muß es sitzen, und es sitzt. Dem Gesichtsausdruck der Soldaten ist abzulesen, wie sie sich zusammennehmen, um



Sieht das geübte Auge des Gruppenführers einen Fehler, dann liegt Unteroffizier Walla neben seinen Soldaten, erklärt geduldig und führt selbst vor, wie man es richtig macht. Dann aber muß es sitzen, und es sitzt.

nicht noch einmal aufzufallen. Sie kennen ihren Gruppenführer nur allzu gut!
Durch die vom aufgeweichten Lehmboden schmutzverkrusteten und feuchten Mäntel der Grenzsoldaten peitscht der kalte Wind ohne Gnade. Fast muten die Mäntel an, als bestünden sie nicht aus Gewebe, sondern aus Papier. Aber ohne Pardon gegen sich selbst übt die Gruppe, bis jede Handlung mit traumwandlerischer Sicherheit klappt. Selbst die vierte, fünfte oder sechste Wiederholung eines Teilabschnittes schmälert die Stimmung nicht. Der „alte Hase", Stabsgefreiter Braune, mit vier Grenzerjahren auf dem Buckel, tut es dem jungen Soldaten Pulla mit sechs Monaten Dienstzeit gleich. Jeder gibt sein Bestes.
War die Entwicklung dieses heute guten Kollektivs reibungs- und konfliktlos? In der Mittagspause erfahren wir darüber mehr, als wir in einer zwanglosen Unterhaltungsrunde im Klubraum der Kompanie sitzen. Der Vormittag mit all seinen Unbilden ist vergessen und der Magen nach einem kräftigen Mittagessen gesättigt. Das Sprichwort „Voller Bauch redet nicht gern", trifft für die Soldaten der Gruppe Walla nicht zu. Jeder hat etwas von seinem Kollektiv zu sagen. Und gleich sind wir bei dem „Haken", von dem Oberleutnant Bergemann am Vormittag andeutungsweise gesprochen hatte.
Soldat Pulla, das Kücken der Gruppe, sprudelt los: „Ja, wir standen schon kurz vor der Auszeichnung. Die ganze Gruppe hatte darum gekämpft, wie ein Mann, nur mit einer Ausnahme . . ." Dabei schweift sein Blick zum Gefreiten Thiele, dem „Haken". „Er hatte immer die große Klappe, aber nicht dort, wo er sie haben soll. Dann wurde er undiszipliniert, und schon hatte er sich eine Strafe durch den Zugführer eingehandelt. Damit war natürlich die Auszeichnung dahin. Das war für uns bitter, aber wahr!"
„Trotzdem ist Gefreiter Thiele in der Ausbildung gut, und jede Aufgabe seines Wach- und Streifendienstes erfüllte er in seinen zwei Jahren Dienstzeit gewissenhaft", ergänzt Unteroffizier Walla.
Stabsgefreiter Schreiber aber meint: „Genosse Thiele hat das Zivilleben noch nicht ganz vergessen. Ehe er sich oftmals versieht, rutscht er aus, und dann ist es zu spät."
Wir merken, daß es dem 20jährigen Gefreiten Thiele nicht leicht ums Herz ist, da die Genossen seine „Schandtaten" hier offen ausplaudern. Wem von uns erginge es in einer gleichen Lage nicht ähnlich? –
Dann blickt Gefreiter Thiele beschämt auf. „Es stimmt, was die Genossen sagen. In der Silvesternacht auf Posten habe ich mir geschworen, zu keiner Klage mehr Anlaß zu geben. Und da unser Ziel „Beste Gruppe" bleibt, soll dieses Jahr ohne Strafen für mich ausgehen. Ich bin auf dem besten Wege dazu mein Mundwerk zu zügeln." – Lächelnd fügt Stabsgefreiter Hinkel hinzu: „Meinetwegen kannst du reden soviel du willst, aber dort, wo es angebracht ist, wie zum Beispiel im Unterricht, bei der Waffen- und Schießausbildung."
Unteroffizier Walla bestätigt uns: „Genosse Thiele hat sich in den letzten Wochen sehr zusammengenommen. Sein Versprechen wird kein leeres Wort bleiben."
Auch in der Gefechtsausbildung ging es anfangs gar nicht so glatt. Stabsgefreiter Hinkel, seit vier Jahren an der Grenze, spricht hier sozusagen stellvertretend für die „alten Hasen" seiner Gruppe. „Es war am Anfang nicht leicht für uns. Wir waren gewohnt, unseren Streifenweg zu laufen und uns die notwendigen Kenntnisse für einen polizeilichen Grenzsicherungsdienst zu erwerben. Nicht, daß wir in der Ausbildung faulenzten. Aber nach vier Jahren noch einmal von vorn zu beginnen, dabei eine weitaus härtere Ausbildung zu ertragen, das kostete Überwindung." – „Manchen Abend hatten wir die Nase voll", wirft Stabsgefreiter Schreiber ein. „Die neue Qualität aber ist notwendig, einfach, weil es die politische Situation von uns fordert", fährt Stabsgefreiter Hinkel fort. „Und letzten Endes wollen wir unseren jungen Genossen nicht nachstehen, die mit viel Elan zu uns kamen. Da fühlten wir uns doch ein bißchen an unserer Ehre gekitzelt." Und damit bestätigte er sozusagen die Feststellung des Kompaniechefs von der „guten Mischung zwischen jung und alt" . . .!
Ruhig und scheinbar teilnahmslos verfolgt Stabsgefreiter Braun in der Ecke unsere Gesprächsrunde. Er hat bisher keinen Ton gesagt, der 23jährige Feilenhauer aus Salmannshausen bei Eisenach. Er ist der stellvertretende Gruppenführer. Was Unteroffizier Walla zuviel an Temperament besitzt, das gleicht Stabsgefreiter Braun durch sein ruhiges Wesen aus. Aber wer da glaubt, er sei ein Stiller, der sich nichts zu sagen wagt und vielleicht keine Forderungen stellt, der irrt. Soldat Fraedrich, ebenfalls ein junger Grenzsoldat, weiß das sehr gut. „Er arbeitet und erzieht unauffällig und dennoch mit eisernem Besen, wenn es sein muß. Auf sein Konto geht auch die vorbildliche Innere Ordnung, die in der Kompanie schon sprichwörtlich ist."
Alle verbeißen sich bei diesen Worten ein Lächeln, weil so manche, fast hausfrauliche Eigenart des Stabsgefreiten Braune an ihren Augen vorüberzieht: Die Stiefel sind vor Betreten des blank gebohnerten Zimmers auszuziehen, der Bohnerlappen liegt immer griffbereit, den der letzte vor Verlassen des Zimmers in Aktion setzen muß usw. usf. So sind die beiden, der Gruppenführer und sein Stellvertreter, ein gutes Gespann, das sich ausgezeichnet ergänzt und uneingeschränkte Autorität besitzt. Davon sind wir überzeugt, da unser Besuch – leider viel zu schnell – zu Ende geht . . .
Inzwischen haben die sieben vom Ulsterberg viele neue Kilometer Postenweg an der Grenze des Friedens zurückgelegt. Harte Ausbildung und verantwortungsvoller Grenzdienst haben das Kollektiv weiter gefestigt und seinem Ziel „Beste Gruppe der Kompanie" ein Stück nähergebracht. Unteroffizier Walla und seine Genossen sind eine verschworene Kampfgemeinschaft, eine von vielen der Grenztruppen unserer Nationalen Volksarmee.



BEI DEN GENOSSEN DER POLNISCHEN VOLKSARMEE



Geländeeinweisung durch den Kommandeur: „An der Landzunge schwimmen Sie rechts vorbei . . ."

DONAT CZEREWACZ

Stoßtrupp unter Wasser



▲ Der Kompaß ist unter Wasser das wichtigste Orientierungsmittel.



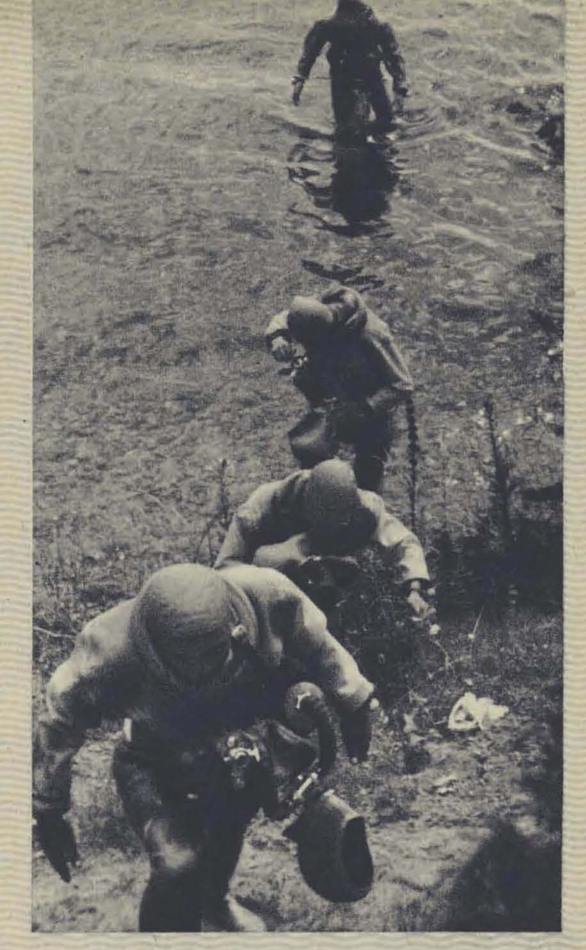
In ihren Tauchanzügen könnte man diese polnischen Soldaten für Bewohner eines anderen Planeten halten.

Eine „gegnerische" Eisenbahnlinie ist zu sprengen. Zwischen den Linien befindet sich jedoch ein langgestreckter und breiter See, dessen Oberfläche vom „Gegner" unablässig beobachtet wird. Unbemerkt überzusetzen ist fast unmöglich. Als es zu dämmern beginnt, brummen plötzlich mehrere Hubschrauber über dem Wald vor dem See dahin. Sie fliegen dicht über den Baumwipfeln und entfernen sich rasch wieder – außer einem, der in einer kleinen Lichtung aufsetzte. Notlandung? Es sieht nicht so aus.

Aus dem Rumpf des Flugzeuges springen Soldaten in Fallschirmjägerkleidung. Eine kurze Besprechung, und sie verschwinden im Schilf des Sees. Wenige Minuten später tauchen sie – in ihrem Äußeren seltsam verändert – wieder auf. Sie tragen jetzt Tauchanzüge und Atemgeräte. Vorsichtig gleiten die Soldaten ins Wasser. Sekunden später ist die Oberfläche des Sees wieder so glatt wie vorher. Es scheint nichts verändert zu sein. Doch der Schein trügt.

In der Tiefe des Sees arbeitet sich der Stoßtrupp voran. Er hat keine leichte Aufgabe. Die Genossen müssen lange schwimmen, unbemerkt am Ufer auftauchen, ihre Gummianzüge und Tauchgeräte ablegen, die Waffen von den Schutzhüllen befreien, sich vorsichtig an die Bahnlinie heranarbeiten ...

Am See ist alles ruhig. Nur der Wind kräuselt die Wasseroberfläche. Die „gegnerischen" Beobachtungsposten können außer einigen Wasservögeln weit und breit kein lebendes Wesen entdecken. Da kracht es plötzlich hinter ihrem Rücken. Soldaten hasten aufgeregt an der Bahnlinie entlang. Doch es ist zu spät. Der Stoßtrupp ist schon längst wieder in den Tiefen des Sees verschwunden.



Das jenseitige Ufer ist erreicht. Jetzt heißt es, sich völlig geräuschlos gefechtsbereit zu machen.

Es bleibt nur wenig Zeit. Wenn die Detonation erfolgt, müssen die Soldaten bereits wieder unter Wasser sein.



Auf der Straße nach HELMSTEDT

Ein Besuch bei den Genossen des Verkehrskommandos Autobahnrasthof Börde · Von GERHARD BERCHERT

Wem gehört die Autobahn?

Er sieht wirklich sehr kriegerisch aus, der amerikanische Captain von der NATO-„Feuerwehrdivision“, wie er mit seinen schwerbewaffneten Leuten auf unserer Autobahn dahinrollt. Jeder Zoll ein Freiheitsheld aus dem Traumbuch des Frontstadtspießers. In seinem Gesicht zuckt kein Muskel, außer den Kaumuskeln. Denkt er gerade an seine „abendländische Mission“? Vielleicht an die Taxifahrer und an die glutäugigen Araberinnen, die er seinerzeit mit seinen Mannen im fernen Libanon für die Freiheit erlegte? Fühlt er sich auch auf unserem Territorium als Eroberer? Sein Gesicht verrät es nicht.

Von vorn kommt ein Haltesignal. Jetzt öffnet der Captain den Mund — über seiner Nasenwurzel hat sich eine tiefe Falte in die Stirn gegraben. Sicher wird er jetzt ein furchtbares militärisches Machtwort sprechen, das die nichtexistenten Uniformen eines nichtexistenten Staates, die ihm den Weg versperren, wie einen Spuk hinwegfegen soll. Doch nichts dergleichen geschieht. Der Captain sagt ganz einfach: „Stop!“ Die Kolonne hält brav am Grenzkontrollpunkt Marienborn an und wartet geduldig die Kontrolle ab. Als sich die Fahrzeuge danach wieder in Bewegung setzen und den letzten Schlagbaum in Richtung Westdeutschland passieren, erscheint das Gesicht des Captains irgendwie gelöst. Hatte er sich etwa die ganze Zeit über auf die Autobahn nach Detroit gewünscht? Ahnte er vielleicht, daß provokatorische Truppenmanöver der NATO auf unserer Autobahn unter Umständen einer Kriegserklärung gleichkommen können?

Wir kennen seine Gedanken nicht, doch wir wissen, was unsere Genossen Verkehrspolizisten, die auf der Autobahn für Sicherheit und Ordnung zu sorgen haben, über diese Dinge denken.

„Freilich, es ist nicht schön, die Besatzer über unsere Straße fahren zu sehen“, erklärt mir einer von ihnen, „doch die können uns natürlich keine Angst machen. Die wissen ja ganz genau, daß sie nicht einen Meter auf unser Gebiet gekommen wären, wenn sie sich nicht ordnungsgemäß bei den sowjetischen Stellen, die in Vereinbarung mit der DDR alle westlichen Militärtransporte von und nach Westberlin kontrollieren, angemeldet hätten.“

Natürlich versucht der eine oder andere amerikanische Staatsbürger unseren Genossen gegenüber ab und zu den „dicken Wilhelm“ zu markieren. Da hatte es zum Beispiel auf der Strecke zwischen Marienborn und Magdeburg wieder mal „gebumst“. Als die Verkehrsstreife am Unfallort eintrifft, stehen zwei glücklicherweise unverletzte Kraftfahrzeugbesitzer trübselig vor ihren leicht verbeulten Straßenkreuzern.

„Die Personalausweise, bitte!“ sagt einer der Genossen, da blafft ihn der Besitzer des amerikanischen Wagens gehässig an. Er würde seinen Ausweis nur dem sowjetischen Kommandanten zeigen, knurrt er, worauf er dann noch einige Unfreundlichkeiten über die DDR im allgemeinen und über die Volkspolizei im besonderen von sich gibt.

Ein sowjetischer Offizier wird geholt, nimmt den Ausweis des renitenten Yankees entgegen und gibt ihn ohne Umschweife unseren Genossen. Zu dem entgeistert dreinblickenden Ami sagt er dabei lächelnd: „DDR souverän!“ — grüßt und geht.

„Alle weiteren Formalitäten ließen sich dann ohne Schwierigkeiten abwickeln“, sagt der Genosse, der mir die Episode erzählte. „Diese Lehre hatte dem Amerikaner genügt.“

Nicht weniger deutlich wurde gelegentlich auch der eine oder andere westdeutsche oder Westberliner Bürger zurechtgewiesen, der bei Verkehrskontrollen Volkspolizisten zu provozieren versuchte.

Doch es verkehren selbstverständlich nicht nur Provokateure auf der Autobahn zwischen Helmstedt und Westberlin. Da kann man zum Beispiel auf einer an das Verkehrskommando Rasthof Börde adressierten Karte aus Schmargendorf (Westberlin) lesen:

„Hiermit möchte ich allen, die Sie mir bei und nach meinem Unfall am vergangenen Montag 3.45 Uhr so hilfreich beigestanden haben, ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr von Herzen wünschen. Ihre dankbare Frieda S.“

Da heißt es in einem Schreiben der Mitglieder des auf der Autobahn verunglückten Pariser Balletts BERTIN:

„Entgegen allen Verleumdungen haben sich alle Volkspolizisten als wahre Freunde und Helfer gezeigt. Ihre schnelle und umsichtige Hilfe und Unterstützung haben dazu beigetragen, daß nicht noch größeres Unheil entstehen konnte.

Es ist bedauerlich, daß erst dieses tragische Unglück eintreten mußte, um solche hilfsbereiten Menschen kennenzulernen, die uns nun zu Freunden geworden sind, worauf wir stolz sind.

Wir wünschen allen Angehörigen der Deutschen Volkspolizei weiterhin viel Erfolg und alles Gute. Nochmals tausend Dank.

In unvergeßlicher Freundschaft. Ihr Peter VANO, Vive la paix! (Es lebe der Frieden!)“



Privatlektion für einen Kapitalisten

„Die meisten in unserem Bereich durch Westberliner und westdeutsche Kraftfahrer verursachten Unfälle sind auf Übermüdung, überhöhte Geschwindigkeit und auf Nichtbeachten der Witterungsverhältnisse zurückzuführen", erklärte Oberleutnant Krabbes, der Leiter des Verkehrskommandos Autobahnrasthof.

Er erzählt mir folgende typische Begebenheit: Ein westdeutscher LKW-Fahrer war am Lenkrad eingeschlafen und von der Autobahn abgekommen. Das Fahrzeug überschlug sich und wurde total zerstört. Der Fahrer kam glücklicherweise nicht zu Schaden. Bei der Vernehmung erklärte er, bereits 20 Stunden ununterbrochen unterwegs zu sein. Einen Beifahrer hatte der Unternehmer „eingespart".

Fragte der Vernehmende: „Warum weigerten Sie sich nicht, ohne Beifahrer zu fahren?"

Der Kraftfahrer schüttelte den Kopf: „Dann hätte mich der Chef entlassen. Es gibt ja genügend arbeitslose Kraftfahrer."

Daraufhin wurde der in Dortmund wohnende Unternehmer vorgeladen. Er traf noch am gleichen Tage beim Verkehrskommando ein.

Als er kam, lauteten seine ersten Fragen: „Was macht der Wagen?" und: „Was ist mit der Fracht?"

„Der Kraftfahrer interessiert Sie wohl gar nicht?" fragt der Oberleutnant.

„Äh, natürlich, doch. Der ist ja an allem schuld. Ich werde ihn entlassen!"

„Sieh da! Entlassen! Wir sind der Meinung, daß in erster Linie Sie schuld sind, weil Sie keinen Beifahrer einstellten!"

„Aber ich habe doch dem Mann gesagt, er soll sich in der Fahrerkabine ausschlafen, während das Fahrzeug beladen wird."

„Haben Sie selbst das schon mal versucht? – Na also!"

„Wir unterhielten uns dann noch eine Weile über Rolle und Wert des arbeitenden Menschen", erzählt Genosse Krabbes weiter. „Ich glaube zwar kaum, daß wir diesen Kapitalisten von der Richtigkeit unserer Auffassung überzeugt haben – dennoch waren von da an seine Lastzüge immer mit zwei Kraftfahrern besetzt. Er wollte keinen Ärger."

Prophylaxe unfallitis

Trotz des ständig zunehmenden Verkehrs sind die Unfälle im Abschnitt des Verkehrskommandos Rasthof Börde zurückgegangen. Ein Zufall? Durchaus nicht! Eher ein Ergebnis der „vorbeugenden Behandlung".

Wir rollen im Funkwagen über die nachtdunkle Autobahn. Nur die Strahlenbündel der Scheinwerfer geistern vor uns herum. Auf einmal verlangsamt der Wagen seine Fahrt, hält. Wir steigen aus. Ein Verkehrspolizist tritt auf uns zu, meldet einem der beiden Offiziere, die mich begleiten. Wir machen uns bekannt. Die anderen Genossen der Verkehrsstreife treten ebenfalls näher. Mich interessiert, welche Aufgaben sie zu erfüllen haben.

„Wir haben hier innerhalb einer bestimmten Zeit die Einhaltung der Geschwindigkeitsbegrenzung zu überwachen", erklärt einer von ihnen.

„Und wenn nun einer zu schnell fährt, jagen Sie dann hinterher?" frage ich. Die Genossen lachen.

„Das machen wir meist eleganter", sagt ein Oberwachtmeister, „per Funk oder per Telefon, die nächste Streife nagelt ihn dann bestimmt fest, und er fährt das nächste Mal gewiß vorsichtiger."

Wir gehen wieder zu unserem Fahrzeug.

„Welche Aufgaben haben die Verkehrsstreifen noch zu erfüllen", frage ich Genossen Bergling, den stellvertretenden Leiter des Kommandos.

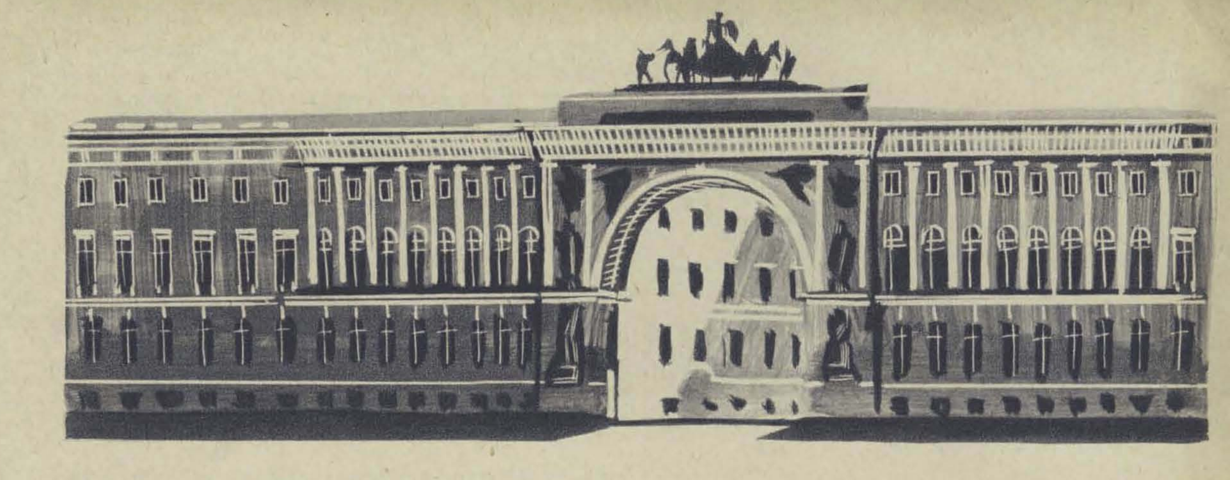
„Nachts führen wir vor allen Dingen Übermüdungskontrollen durch, das heißt, wir achten darauf, daß sich die Kraftfahrer abwechseln; oder wir ‚verschreiben' gelegentlich eine Stunde Schlaf auf dem Parkplatz, wenn einer, der keinen Beifahrer mit hat, vor Müdigkeit schon nicht mehr aus den Augen gucken kann.

Weiterhin werden Beleuchtungskontrollen vorgenommen; es wird auf richtiges Überholen geachtet und außerdem ab und an kontrolliert, ob solche wichtigen Dinge wie Bremsen, Lenkung, Bereifung, Anhängekupplung, Feuerlöscher und Sanitätskasten in Ordnung sind."

„Und daß König Alkohol nicht mitfährt", werfe ich ein.

„Wir sagen ‚Teufel Alkohol'!" Genosse Bergling lacht. „Wo es uns nötig erscheint, nehmen wir natürlich auch eine Atemprobe vor. Da staunt dann mancher und sagt: ‚Daß Sie das merken, Herr Wachtmeister, es war doch nur ein einziges kleines Gläschen.' "

(Fortsetzung auf Seite 38)



Vom September 1941 bis zum Januar 1943, d. h. 16 Monate, dauerte die Blockade Leningrads durch die Faschisten, denen es nie gelang, die Stadt einzunehmen. „Das Fehlen einer Landverbindung zu den übrigen Teilen der UdSSR erschwerte die Brenn- und Rohstoffzufuhr für die Industrie. Die dringenden Bedürfnisse der Truppen und der Bevölkerung konnten auch nicht befriedigt werden ... Es gab keinen elektrischen Strom, die Wasserleitungen, Heizanlagen und der städtische Verkehr waren außer Betrieb. Das Leben in der blockierten Stadt wurde noch durch das pausenlose Feuer der feindlichen Fernartillerie und die systematischen Angriffe der faschistischen Luftwaffe erschwert."[1] Im Januar 1943 schlug die Sowjetarmee eine Bresche, und es entstand südlich des Ladogasees ein 8—11 Kilometer breiter Korridor, der eine unmittelbare Landverbindung wiederherstellte. Aus diesen schweren Tagen der Blockade berichten die Tagebuchaufzeichnungen des Schriftstellers Wsewolod Wischnewski.[2]

13. April 1942

Ein Frühlingstag.

Der Stabschef hat in seinem Befehl erklärt, daß der Gegner die Erstürmung Leningrads mit Anwendung von Giftgas vorbereitet. Auf den Schiffen werden Abwehrmaßnahmen getroffen. Aber was wird mit der Bevölkerung?

Gestern wurden auf einem Zerstörer unter Artilleriebeschuß Auszeichnungen verliehen. Wetterfeste, muskulöse Männer standen angetreten, ohne sich zu rühren. Vizeadmiral Drosd hielt in aller Ruhe seine Rede und blickte die Reihen fest an.

Die Stimmung bei den Schiffsbesatzungen ist gut. 4 Uhr 30 zum Wyborger Bezirk gefahren. Der Frühling entfaltet sich in voller Pracht. Heute habe ich die erste Frühlingsstraßenbahn für Stadtbewohner gesehen und Jungen, die sich hinten angehängt hatten. Hurra!

Kurze Aussprache im Bezirkskomitee ... Der Saal ist voller Jugendlicher und Aktivmitglieder. Ich bin in Kampfstimmung.

Der Wyborger Bezirk! Hier an diesem Ort ist 1905 und 1917 Lenin umhergegangen!

Habe mit außerordentlichem Schwung gesprochen, wie in den Tagen von Tallin. Die Jugendlichen haben angestrengt zugehört — es geht doch um sie, um die Geschichte ihres Vaterlandes. Und nach meiner Rede stehen sie Schlange: Eintritt in den Komsomol. Hier im Bezirk ist alles in einer Erneuerung begriffen: Alte Kader werden abgezogen, junge rücken auf. Der Bezirk wird im ganzen ein kämpferisches Komsomolaktiv von etwa zweitausend Bewaffneten hervorbringen. Mit ihnen werde ich mich noch zusammensetzen und über die Traditionen des Bürgerkrieges, über den Komsomol, über die Aufgaben des Tages sprechen müssen. Die Jugend ist in Ordnung. Wir sind miteinander ins Gespräch gekommen. In dem Bezirk hat es Verluste gegeben, aber die Menschen leben jetzt wieder auf ...

Die Werke atmen, noch heiser zwar, aber sie atmen. Alles für die Front! Überall stößt man auf zähe alte Männer, die wie durch ein Wunder am Leben geblieben sind. Um sie schart sich das Produktionsaktiv: „Wir werden es schaffen!" Ihr Name sei ewig unvergessen! Sie liefern der Front Geschütze, Granaten usw.

In dem Bezirk leben ungefähr hundertdreißigtausend Einwohner. Die moralische Unterstützung durch das Bezirkskomitee war für sie unermeßlich, das Bewußtsein, nicht vergessen zu werden ...

All das hat mir der junge Sekretär des Bezirkskomitees erzählt. Er ist Träger des „Ehrenzeichens", hat ein ökonomisches Technikum absolviert. Er spricht einfach, mit Überlegung, mit einem Schuß praktischen Sinnes. Kurz gesagt, ein guter Funktionär.

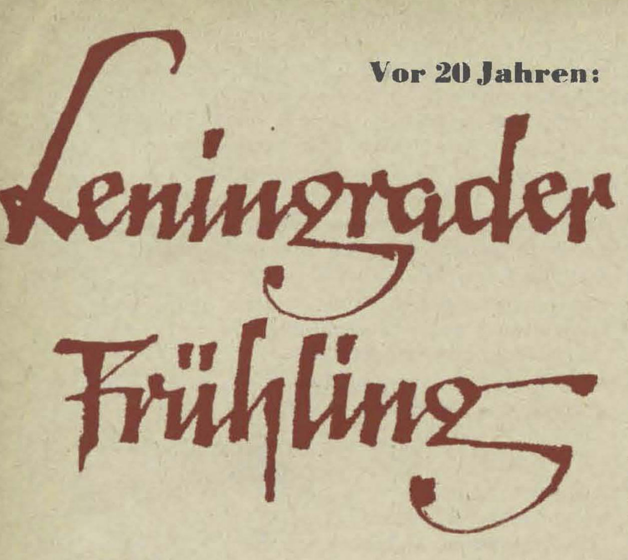
„Bei uns im Bezirk ist das Eiweißproblem gelöst ..." hat er mir mitgeteilt. „Wir stellen aus Kiefern und Fichten ein Hefekonzentrat her, das achtzig bis fünfundachtzig Prozent Eiweiß enthält. Wir haben es geprüft ... Die Leute sagen: ‚Wo stehlt ihr das Fleisch?' und verlangen unsere Koteletts und unsere Grütze aus Holz ..."

All das wird mir so alltäglich, so ganz einfach erzählt, aber ich bin stolz auf unsere Menschen. Die

[1] Geschichte des zweiten Weltkrieges, Bd. I, Seite 384; Deutscher Militärverlag, Berlin 1961.

[2] Erscheint 1963 im gleichen Verlag.

Vor 20 Jahren:



Deutschen sollen sich ruhig den Kopf über diese Dinge zerbrechen . . .
Ich bin aufgewühlt. Erlebe als Augenzeuge großartige Dinge mit. Man lädt mich ins Werk ein, bittet mich, alles zu besichtigen und zu probieren. Die Eiweißgewinnung liefert Zusatzkost für die Belegschaft. Auch in den anderen Bezirken soll die Produktion anlaufen.
Die Zeichnung einer Anleihe ist bei der Flotte innerhalb von vierundzwanzig Stunden fast hundertprozentig realisiert worden (über vierzig Millionen Rubel). Es gibt Genossen, die sich mit fünf- bis achthundert Prozent beteiligt haben. S. K.[1] hat einen Korrespondenzbericht über die Anleihe für die „Prawda" geschrieben.

[1] Wischewskis Gattin – Sofija Konstantinowna W.



Illustrationen: Wolfgang Würfel

In der Stadt spürt man erneut eine Belebung . . . Eine Einheit der Roten Armee ist durchgezogen, sichtlich Genesene, voraus ein Musikzug . . . Das wirkt nach der vergangenen Stille so verblüffend, so eigenartig. Überfüllt fahren die Straßenbahnen. Auf dem Bolschoi-Prospekt – wird gehandelt, getauscht; Geld wird williger als im Winter genommen. Viele handeln mit Kleidungsstücken – dem Nachlaß Verstorbener . . .
Eine Reihe von Schiffen werden fertiggebaut. Die Werften erhalten Elektroenergie . . . Offenbar ist Brennmaterial angeliefert worden, und man hat die inneren Reserven mobilisiert.
Abends im Radio: Verhandlungen zwischen England und den USA über Koordinierung der Operationen zum Angriff an allen Fronten. Warum geschieht dies am 15. April 1942 und nicht im Dezember 1941? Warum wurden keine Vertreter der UdSSR hinzugezogen? Hat die Komplikation unserer Beziehungen mit Japan die Entsendung eines sowjetischen Vertreters verhindert? Oder ist der sowjetische Standpunkt bereits klar und fordernd dargelegt worden?

16. April 1942

Spärlicher Beschuß, in der Nähe . . .
Von „Messerschmitts" beschossen, bahnen sich auf der Eisstraße die letzten Lastkraftwagen ihren Weg über das unter Wasser stehende Eis.
Mißerfolge bei Hogland. Die Unseren erleiden Verluste. Der Gegner hat sich verschanzt. Überlege mir die Perspektiven des Sommers.
Nach den zehnmonatigen Kämpfen und der psychologischen Erfahrung haben unsere Chancen in dem Krieg festeren Grund bekommen. Wir drängen die Verbündeten, wir verlangen von ihnen die Beschleunigung der Lösung, doch nicht, um uns zu retten (wie es die faschistische Presse darstellt).
Wir kennen jetzt die Kräfte, die Stärke der Truppen des Gegners, seine Methoden. W i r haben England und den USA die Möglichkeit geschaffen, sich zu entfalten, das Wesen des Kampfes besser zu verstehen und die Kriegstechnik zu vervollkommnen.

17. April 1942

Gehe am Tag zum Hafen, muß mir zum 1. Mai eine Uniform nähen lassen . . . Meine alte ist seit dem Herbst 1939 nun völlig abgetragen.
Die Stadt ist frühlingsmäßig aufgetaut. Auf einem Klappstühlchen sitzt ein gebeugtes altes Mütterchen im schwarzen Pelz mit dem Rücken zur Sonne, wärmt sich, schaut kummervoll drein. Ein brünetter, bärtiger Mann mit einem glucksenden Röcheln in der Kehle hockt in einiger Entfernung von ihr auf dem Trottoir. Vielleicht fällt es ihm schwer, sich einen Stuhl oder ein Bänkchen herauszuholen, oder ist er zu bequem dazu? An der Uferbrüstung der Newa sind Schneehaufen aufgetürmt, die in den Fluß geschüttet werden. Die Straßenbahnen verkehren selten und sind bis an die Grenze des Möglichen überfüllt, einige Personen hängen sogar außen an der Tür. Die Menschen sind

sehr müde. kränklich; alle treibt es zur Sonne, an die frische Luft. Diese Galerie von Menschen, die zu neuem Leben erwachen, wirkt äußerst erregend. Ich habe schon viel gesehen, doch das übertrifft alles. Der Kontrast zwischen dem blauen Himmel, der Sonne und den verhärmt bleichen Menschenmassen ist frappierend. Kleine Jungen streunen durch die Straßen, kleinere Abteilungen von Rotarmisten ziehen ihres Weges. In den Grünanlagen, in den Parks sprießt das vorjährige Gras. Glasscherben und der restliche Schnee werden zusammengefegt. Schmutziggrau ist das Eis auf der Newa.

Mit durchlöchertem Dach, mit herabhängenden verrosteten Eisenplatten und eingedrückten Scheiben steht die frühere Druckerei der Akademie der Wissenschaften da. Daneben fällt eine Frau mühselig mit einem Beil die Reste eines Schuppens. Sie spaltet sich Stücken von den nassen Pfosten ab. Aus den leeren Häusern riecht es muffig. Ich muß an eine Prophezeiung aus alter Zeit denken: „Petersburg wird veröden." Aber, das ist alles relativ. Das Leben ist ewig. Es ist unglaublich zähe! Ein üppiges, gut gekleidetes Mädchen ist mir begegnet. Wenn ich in der Menschenmenge gesunde Frauen sehe, so denke ich: Das sind die Mütter der neuen Generation!

Im Stabsgebäude wurde übungshalber Trichlornitromethan ausgegossen. Wir haben alle Gasmasken auf.

AUS DEN LAGEBERICHTEN: Über die Faschisierung Frankreichs. Laval — ist Premier, die Amerikaner verlassen Frankreich. Riecht die Sache vielleicht nach einer englisch-amerikanischen Landung? Die Aussagen der deutschen Gefangenen sind stereotyp: Verluste, Erschöpfung usw. Jedoch dürfte es richtig sein, anzunehmen, der Traum, die Hoffnung auf Erringung eines siegreichen Friedens 1942 werde Millionen Deutsche zu neuen Anstrengungen bewegen. Ein analoges Bild haben wir im Frühjahr 1918 an der Westfront gesehen: Von März bis Juli rollten deutsche Wellen vor, bis die Reserven von Foch, der Zorn Clemenceaus, der englische Widerstand, der Ansturm der Amerikaner und — die Hauptsache — das Beispiel der russischen Revolution Deutschland endgültig zu Fall brachten.

Die Stadt ist wie ein genesender Kranker . . . Sie läßt sich von den Wellen der Sümpfe und der Geschichte wiegen und lächelt vertrauensvoll dem Frühling entgegen. Wieviel eigenartige, ergreifende und fürchterliche Geschichten birgt diese Stadt! Da ist zum Beispiel die Bürgerin Matjuschina. Sie hat Gorki, Majakowski, die Genossen aus den alten bolschewistischen Verlagen gekannt. Heute ist sie eine fast blinde, aber rüstige alte Frau . . . Im Winter haben sich die Kinder um sie geschart — sie hat für sie eine Zeitschrift abonniert, hat sich mit ihnen unterhalten, sich Spiele ausgedacht. Viele Kinder sind dennoch gestorben. Das gute Mütterchen hat mit hundertfünfundzwanzig Gramm Brot gelebt und ihre verdorrenden Zimmerpflanzen angehaucht, so daß einige wie durch ein Wunder am Leben geblieben sind. Sie besaß einen Schäferhund, der auch Hunger litt. Er winselte, magerte ab, fing an, Sand aus der Brandschutzkiste zu fressen. Einmal haben die Matjuschina und ihre Nichte ihre eigene Ration dem Hund gegeben. Er verschlang das Brot im Handumdrehen und wollte mehr davon haben. Den Frauen kamen die Tränen und der Hund winselte. Er wäre gestorben, hätte ihn nicht das Kriegskommissariat genommen, das hat ihn gerettet.

Nebenan aber haben minderwertige Menschen bei Hungernden gegen Fadennudeln Möbel für ihre „nette Wohnung" eingetauscht.

Abend. Wir sitzen ohne Licht. Blutiger Sonnenuntergang . . . Vorläufig ist es ruhig . . .

18. April 1942

Ausgeschlafen.

Habe für den Rundfunk einen Artikel geschrieben. „Die Baltischen Matrosen auf dem Marsch nach Westen!" Ein knapper Überblick über die zehn Kriegsmonate und einige Richtlinien für das Frühjahr.

DIE LAGE AM 18. APRIL: Die Leningrader Front ist stabil, aber immer noch halten sich die Deutschen an der Oktoberbahn auf der Strecke Tosno—Ljuban—Tschudowo—Kirischi. Stellenweise in „Kesseln", doch sie halten sich. Es wird gemeldet, daß die Finnen von der Karelischen Landenge abgezogen und durch Deutsche abgelöst werden. Überhaupt versetzt Leningrad den Gegner in Unruhe und Bedrängnis. Besondere Vorbereitungen sind an der Front nicht zu beobachten. Die Deutschen haben Verstärkung durch die 5. Gebirgsjägerdivision aus Stettin erhalten, desgleichen durch die 7. Fallschirmjägerdivision, die im Süden bereits geschlagen und danach wieder aufgefüllt worden ist. Im Raum Petershof stehen Norweger. Der Leningrader Front liegen Meldungen vor, daß der Gegner zu Lande und aus der Luft beharrlich einen Gasangriff auf Leningrad vorbereitet. Gegenmaßnahmen werden getroffen. Wie gemeldet wird, zieht der Feind am Leningrader Abschnitt etwa vierhundert Flugzeuge zusammen. Diese Maßnahme haben wir durch Verstärkung unserer Artillerie- und Tieffliegerangriffe beantwortet. Außerdem ist eine Luftflottengruppe des Oberkommandos gebildet worden, die die Flotte, die Häfen und die Nachschubstraßen des Gegners angreifen wird. Die Ladogaflottille soll innerhalb von vierundzwanzig Stunden viertausend Tonnen Lebensmittel nach Leningrad bringen.

Habe heute mit S. K. gesprochen und fühle mich irgendwie erleichtert.

Haben wir uns doch für die Wahrheit und eine Moral von neuem Typus erhoben und geschlagen . . . Und wenn man dann etwas Feindseliges, Dummes, Stumpfes, Kaltes, Verschlagenes sieht, empfindet man es wie einen Hohn auf unseren Kampf. Als sage die fremde, alte Welt feixend: „Was willst du, he? Friß es aus . . ." Und man ist glücklich, wenn Menschen, dieser oder jener, Beispiele von Klarheit, Geisteskühnheit und Standhaftigkeit vollbringen.



„Dürfen Sie auf Posten rauchen?" frage ich den Funker. „Ja!" Und er fügt hinzu: „Es ist nichts los während der Wache, da hilft eine Zigarette, munter zu bleiben!" Seine Antwort wundert mich. Auf einem Grenzboot? – Am Funkgerät? – Da muß doch was los sein! Für einige Tage war ich an Bord von G 22, einem KS-Boot der Volksmarine auf Patrouillendienst. Was ich erlebte? – Bitte, lesen Sie die nächsten Seiten.



Patrouillen-boot G 22

Rudergänger Matrose Erber. Jedesmal, wenn das Boot zum Grenzdienst ausläuft, wünscht er sich einen interessanten Auftrag. Achtzehn Jahre alt ist der ehemalige Schlosser vom Energiebau Radebeul. Offizier der Handelsflotte möchte er werden. Kuba ist ein Ziel seiner Wünsche. Seine Träume werden in Erfüllung gehen, dafür wird der Staat sorgen, für den er heute seine ganze Kraft einsetzt, und für dessen Schutz er sich voll verantwortlich fühlt – wie sein Kommandant und wie alle Besatzungsmitglieder von G 22.

Das Schlingern des Bootes läßt den matten Schein der Kompaßbeleuchtung von der einen Seite der Brücke zur anderen pendeln. Ab und zu beleuchtet er das Gesicht des Rudergängers. Die Maschine läuft „kleine Fahrt" und treibt das Boot ohne Eile durch die Wellen. 02.00 Uhr. Die Zeit der „Hundswache" beginnt, die berühmten zwei Stunden bis 04.00 Uhr. Man möchte schlafen. Ich stehe auf der Brücke, sehe zu, wie die Hände des Matrosen in die Speichen des Ruders greifen, spüre die folgsamen Bewegungen des Bootes, wenn es den Kurs ändert. – Grenzdienst! Das klingt nach Abenteuern, denke ich. Aber ist es auch wirklich so?

Zwei Tage fahre ich schon mit. Passiert ist eigentlich noch nichts. Weder sind die Maschinen mit „äußerster Kraft" gelaufen, noch haben Funksprüche den Kommandanten mit dringender Order erreicht. Was habe ich erlebt? Matrosen, die sich alle vier Stunden ablösen und nach vier Stunden Schlaf wieder am Gerät, an der Maschine und auf der Brücke stehen. Ich sehe zum Rudergänger. Auf den Druck seiner Arme reagiert das Boot. Das kann für einen Jungen ein Abenteuer bedeuten. – Wenn er es aber über zwölf Stunden machen muß? – Aus dem Funkturm kommt die Wettermeldung. Der Wind wird nach West drehen. Wie oft sind Meldungen dieser Art das einzige, was der Funker während seiner Wache als wichtig für das Boot aus dem Äther holt. Und trotzdem wachen. – Wieder taucht vor uns das Feuer von Poel auf. Immer wieder passieren wir es. Sogar ich kann es schon von den anderen Feuern unterscheiden, so oft habe ich es auf dieser Fahrt gesehen. – Grenzdienst! Nach diesen Überlegungen klingt das Wort nicht mehr so romantisch. – So vergeht eine Nacht, ein Tag nach dem anderen. Der Alltag des Grenzdienstes bietet nicht viel Abwechslung, und nicht von heute auf morgen wird man dort zum Helden. Aber täglich kann jeder sein Heldentum beweisen, und sei es damit, daß er nachts stärker ist als der Schlaf. – Natürlich gibt es Einsätze. Noch ist die Ostsee kein Meer, das nur der friedlichen Seefahrt dient. Auch die Besatzung von G 22 mußte eingreifen, und es gelang ihr zweimal, Verbrecher zu stellen, die die Republik verraten und Volkseigentum im Werte von 25 000 DM verschieben wollten. Um jede Aktion gegen unsere Republik sofort verhindern zu können, darum wachen die Genossen von G 22 Tag und Nacht – wenn auch die Eintönigkeit des Dienstes nicht selten an den Nerven zerrt.

Hauptmann Gebauer



G 22 kurz vor dem Anlegen. Wenige Minuten später wird der Kommandant seinem Abteilungschef melden: „Boot G 22 vom Grenzdienst ohne besondere Vorkommnisse zurück."

Auf der Reede liegen die „großen Pötte“. Sie sind größer und schöner als sein Boot. Doch Oberleutnant zur See Pagels, Kommandant von G 22, weiß, daß heute noch sein Platz an Bord eines Kriegsschiffes ist, wenn er morgen auf einem dieser „Pötte“ eventuell als Kapitän fahren will.

Obermeister Theimann (Mitte), leitender Maschinist von G 22, und die erste Wache im Maschinenraum. 11 Jahre schon ist Genosse Theimann im Grenzdienst, den größten Teil davon hat er an den tuckernden Motoren verbracht. Er liebt sie und kennt ihre Mucken. Deshalb hat er sie immer auf Trab. Der Grenzdienst ist eine Summe von Kleinigkeiten, die man an Bord und an Land genau erfüllen muß. Das ist das Fazit seiner Erfahrungen.

Neben dem Einsatz als Hauptantriebsmittel für spezielle Flugkörper (Raketenwaffen, Höhenraketen und Raumflugkörper) finden Raketentriebwerke auch als Zusatz- und Hilfstriebwerke in der Flugkörpertechnik mannigfache Verwendung. Die Abgrenzung geschieht zumeist so, daß man zwischen einem eigentlichen „Marschtriebwerk" des Flugkörpers und dem Zusatzantrieb unterscheidet, wobei die Abgrenzung wenigstens in einem der möglichen Anwendungsbereiche nicht ganz einfach ist und auch etwas umstritten sein kann. Diesen Bereich wollen wir daher gleich als ersten näher betrachten.

Während des zweiten Weltkrieges gingen die Luftstreitkräfte der kriegführenden Nationen dazu über, die Startschwierigkeiten für maximal und überbelastete Bomber durch Antriebsverstärkung beim Start mittels Hilfsraketen zu verringern. Die eingesetzten Hilfsraketen waren zumeist Feststoffraketen, seltener Flüssigkeitsraketen, deren Hauptcharakteristik darin lag, für relativ kurze Brennzeiten extrem hohe Schübe zu liefern. Die weitere Entwicklung führte dann ausschließlich zu leistungsstarken Feststoffraketen für diesen Zweck. Nach dem Kriege begann man mit der speziellen Entwicklung von Raketen für Höhen- und Weltraumforschung, die fast ausnahmslos aus Gründen der Regelungs- und Lenktechnik als Flüssigkeitsraketen ausgelegt waren. Um nun diesen Einzelraketen zu größeren Steighöhen zu verhelfen, kam man auf den naheliegenden Gedanken, auch hier wieder Starthilfen mit relativ kurzer Brennzeit, aber sehr hohen Schüben einzusetzen.



Großes Aufsehen erregten bei der Luftparade in Tuschino die sowjetischen Strahljäger, die sich unter Verwendung von Hilfstriebwerken bereits nach rund 200 m von der Piste hoben und nahezu senkrecht aufstiegen. Diese Art der Starthilfe wurde in der UdSSR schon vor knapp zehn Jahren erprobt. Unser Bild zeigt einen solchen Versuch.

HEINZ MIELKE

Flugkörper mit Hilfsraketen

Dieser Gedanke war im Prinzip eigentlich gar nicht neu, denn er wurde schon von dem Begründer der wissenschaftlichen Raumfahrt, dem russischen Mathematiker K. E. Ziolkowski, in Gestalt des „Stufenprinzips" der Raketentechnik entwickelt. Der geringfügige Unterschied besteht im Grunde nur darin, daß im Sinne des „klassischen" Stufenprinzips die einzelnen Antriebsstufen untereinander in der Antriebscharakteristik weitgehend ähnlich sein sollten (vor allem ähnliche Brennzeiten), während bei dem geschilderten Verfahren ein recht beträchtlicher Unterschied in Brennzeit und Schub zwischen der Startstufe (engl. booster) und dem Flüssigkeits-„Marschtriebwerk" auftreten kann. Es fällt bis zu einem gewissen Maße also schwer, eine solche Kombination als „echte" Stufenrakete anzusehen, obwohl dies eigentlich der Fall sein müßte. Es bleibt somit Definitionssache, ob man die Grundstufe eines mehrstufigen Raketensystems als „Hilfsrakete" betrachtet oder nicht.

Anders liegen natürlich die Verhältnisse in dem eben schon berührten Gebiet der Flugzeugtechnik. Wenn das Verfahren der Starthilfsraketen bisher auch kaum Eingang in die zivile Luftfahrt gefunden hat, so spielt es eine um so größere Rolle in der Militärluftfahrt. Allerdings kaum noch für die Starttechnik von bemannten Langstreckenbombern. Hier können gewisse Grenzen in bezug auf Pistenlänge und Startstrecke auch mit Starthilfsraketen nicht unterschritten werden. Dafür findet diese Technik aber um so sinnvollere Verwendung für die Aufgaben des überraschenden Einsatzes von sogenannten Abfangjägern (engl. interceptor).

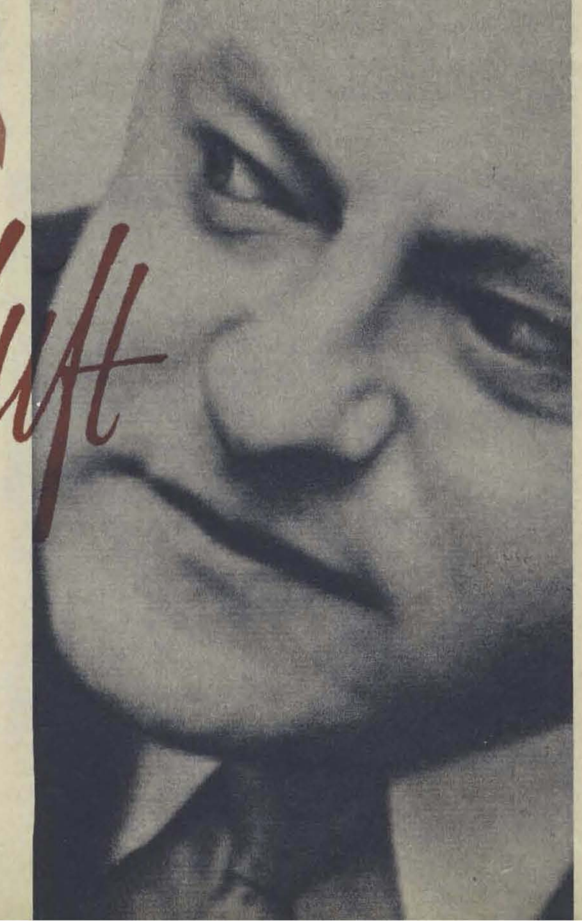
(Fortsetzung auf Seite 27)



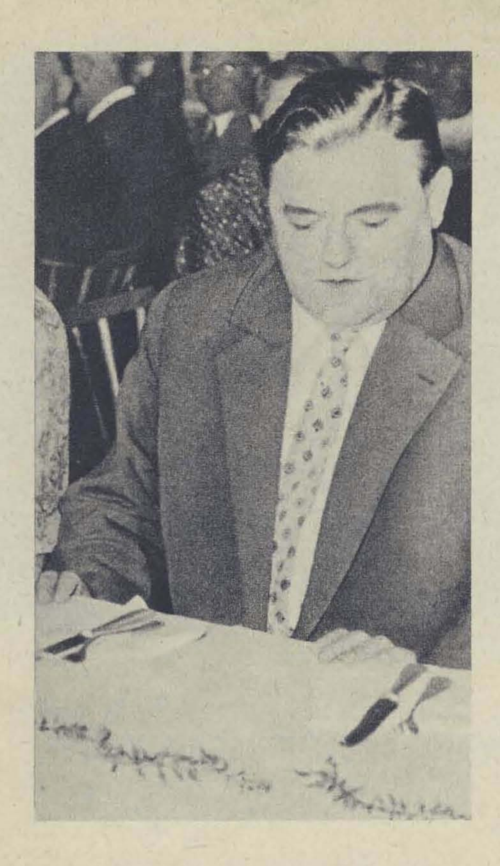
DER MONOPOLE KRIEGSMINISTER

FRANZ

Guckindieluft



**Franz-Josef auf dem Bild betrübt ist,
weil nirgendwo er sehr beliebt ist.
'Der Strauß muß raus!' heißt das Gebot.
Der Metzgersohn sieht wieder rot.**

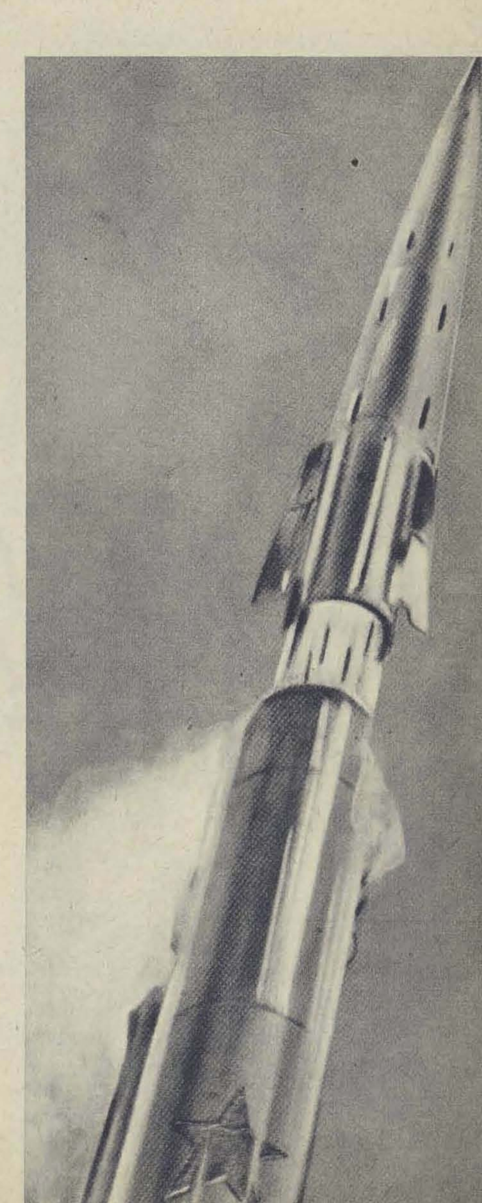




Als Totengräber feixt er satt
und auch, wenn er Raketen hat.
Doch sollte er sich nicht so freu'n:
Wer Gruben gräbt, fällt selbst hinein —.

Erst hinter einem vollen Glas
erscheint er nicht mehr ganz so blaß.
Beim Saufen, Fressen weicht sein Groll —
sein Maß ist lang schon übervoll.









Hier überbiegt er das Genick
beim kanzlertreuen Himmelsblick.
Doch gleich muß er sich überzeugen:

Der Himmel hängt nicht voller Geigen
für Möchtegerne-Ostlandreiter.
Man kommt bis Helmstedt — und nicht weiter!

Helmut Maikath



Flugkörper mit Hilfsraketen

(Fortsetzung von Seite 24)

Diese extrem steigfähigen Strahljäger können, frei von jeglicher vorbereiteten Piste und darum auch aus voller Tarnung heraus, von einer Speziallafette unter Verwendung einer extrem schubstarken Starthilfsrakete ohne jede Bodenberührung gestartet werden. Die verwendeten Raketen sind Feststoffraketen und liefern Schübe von mehreren zehntausend Kilopond. Ähnlich verfährt man auch für den Start unbemannter Bomber mit Luftstrahltriebwerk (bekannte amerikanische Typen: Mace, Snark, Regulus, Matador), die daher auch von U-Booten aus gestartet werden können.
Im Zusammenhang mit dem Begriff „Abfangjäger" können Raketen als Hilfsantriebe aber noch in anderer Form in Erscheinung treten. Es war schon die Rede davon, daß derartige Flugzeuge extrem steigfähig sein müssen, da sie vornehmlich dann zum Einsatz gelangen sollen, wenn Maschinen des Gegners praktisch schon im Sichtbereich des Startpunktes erscheinen. Dabei sind Dienstgipfelhöhen von 20 000 m und mehr notwendig, die also innerhalb weniger Minuten erreicht werden müssen. Um einer so anspruchsvollen Aufgabe gewachsen zu sein, wurden daher Flugzeugtypen entwickelt, die über einen sogenannten „Mischantrieb" verfügen. Abgesehen von einem oder mehreren leistungsstarken Luftstrahltriebwerken erhielten sie zusätzlich ein Raketentriebwerk eingebaut, das zumeist mit dem Turbinenkraftstoff als Brennstoff und einem flüssigen Sauerstoffträger arbeitet. Die zusätzliche Schubkraft dieses Hilfstriebwerkes kann allerdings, wegen des hohen Treibstoffverbrauches, nur für kürzere Abschnitte des Fluges in Anspruch genommen werden. Daher setzt man es einmal zur Verkürzung der Steigzeit, zum anderen aber auch zur Steigerung der Spitzengeschwindigkeit in Dienstgipfelhöhe ein.
Auf eine letzte Möglichkeit zum Einsatz von Raketen oder Raketentriebwerken als Hilfstriebwerke sei abschließend verwiesen. Im Bereich der Raumflugtechnik, aber auch bei interkontinentalen ballistischen Raketen oder bei Raketenferngleitern spielt vor allem das Problem der exakten Lenkung des Flugkörpers eine entscheidende Rolle. Wenn man einmal nur die für diesen Zweck geeigneten Lenkverfahren allein betrachtet, so zeigen sich wieder Raketentriebwerke als eines der Hilfsmittel. Abgesehen von der Möglichkeit, durch Schwenkungen der beweglich gelagerten Brennkammer des Haupttriebwerkes eine Richtungsänderung oder einen Stabilisierungseffekt erzielen zu können, lassen sich vor allem die außerordentlich wichtigen Feinkorrekturen durch außerhalb der Raketenhauptachse arbeitende kleinere Flüssigkeitstriebwerke erreichen.



...und was wird aus Frau und Familie, wenn der Mann Soldat ist?

„Also, wissense, Sie sind ja komisch! Warum fragense denn da ausgerechnet mich?"
„Warum, bitte, sollte ich nicht...?"
„Na, weil ick det selber mal wissen möchte, wo meine zweete Hälfte doch jetzt ooch dran ist – Jahrgang 40."
„Eben deswegen frage ich!"
„Also jut, setzen wir uns und kommen wir zur Sache..."

Eine gute Idee!

Deswegen wollen wir es, nach diesem einleitenden Dialog mit *Frau Helga Woermann (24) aus Berlin*, gleichfalls tun. Übrigens, Frau Woermann schickte an dieser Stelle ihren Mann mit dem Bemerken in den Keller: „Weeßte, Horst, du könntest mir gleich noch'n paar Kohlen ruffholen. Wenn du erst bei der Armee bist, muß ick det noch oft jenug alleene machen!" – Was halten Sie davon, wenn wir bei dieser Umfrage im übertragenen Sinne ähnlich verfahren und die Männlichkeit (mit meiner Ausnahme, wenn Sie gestatten!) von ihr ausschließen?

Sie sind einverstanden?

Vielen Dank.

„In fast allen Ländern der Welt", meint *Frau Renate Schiemann (22) aus Weimar*, „gibt es eine allgemeine Militärdienstpflicht. Deshalb war es auch für unsere Republik an der Zeit, sie einzuführen. Ich sage das, obwohl ich noch ganz jung verheiratet bin und die Einberufung meines Mannes, er ist fünfundzwanzig, uns vorübergehend in einige Schwierigkeiten bringen würde. Wir haben große Pläne. Einiges davon müßten wir in diesem Fall zeitweise in den Hintergrund treten lassen." –

„Bei uns ist es ähnlich", berichtet *Frau Ingelore Kottke (20) aus Dähmichen*, „aber wir werden schon über die Runden kommen."

Die ersten Bedenken der heutigen Umfrage meldet *Frau Gisela Deinicke (23) aus Leipzig* an, wenn sie ihre Situation schildert: „Nicht, daß ich gegen die Wehrpflicht bin, ich fürchte mich nur vor dem Alleinsein. Wahrscheinlich werde ich dann Abend für Abend zu Hause sitzen müssen. Bisher war es nämlich so bei uns: Wenn ich abends zur Volkshochschule oder zur Versammlung ging, dann blieb mein Mann daheim und paßte auf unseren ‚Spatz' auf. Der Kleine ist jetzt ein Jahr alt und leider sehr anfällig. Deshalb traue ich mich nicht, ihn abends auf längere Zeit allein zu lassen. Wird mein Mann Soldat, dann habe ich niemanden, der den Jungen auf ein paar Stunden zu sich nehmen oder in meiner Wohnung auf ihn achtgeben könnte. Mir wird also nichts anderes übrig bleiben, als für die Dienstzeit meines Mannes die Volkshochschule aufzugeben. Und bei Versammlungen? – Was damit werden soll, weiß ich auch nicht."

Da gleichgelagerte Probleme gewiß auch woanders auftreten werden, dürfte es interessant sein, zu hören, wie *Frau Karin Müller (31) aus Pasewalk* damit fertig geworden ist. „In unserem Haus", weiß sie zu erzählen, „lagen die Dinge sogar noch etwas komplizierter. Außer mir gibt es noch eine andere Frau, die kleine Kinder hat und deren Mann als Monteur fast dauernd von zu Hause fort ist. Als feststand, daß wir vorläufig keine Krippen- bzw. Kindergartenplätze bekommen werden, setzten wir uns in der Hausgemeinschaft zusammen und überlegten, was nun zu tun wäre. Drei Hausfrauen erklärten sich sofort bereit, unsere Kinder wechselweise zu betreuen. Das machen wir nun schon seit einem halben Jahr und sind sehr zufrieden damit. Ich glaube, wo ein Wille ist und die Hausgemeinschaft mithilft, da ist auch ein Weg."

Das meine ich auch. Zumal es – wie ich vom Bundesvorstand des DFD erfuhr – noch eine andere Möglichkeit gibt, die in Leipzig praktiziert wird. Folgende nämlich: Im Feierabendheim „Martin Andersen-Nexö" hat die DFD-Gruppe eine prächtig funktionierende Omahilfe ins Leben gerufen. „Diese Omas", berichtet die dortige DFD-Vorsitzende *Hildegard Woellert*, „übernehmen gern vorübergehend die Betreuung von Kindern." Na, wenn das kein anerbietendes Wort ist...

Allerdings muß ich in diesem Zusammenhang auch ein Wort an meine Geschlechtsgenossen richten. Und zwar resultiert es aus der bangen Frage von *Frau Waltraud Herrmann (25) aus Halle*, die mir ihr Leid klagte: „Ich bin krank und außerdem von

etwas schwacher Konstitution. Der Arzt hat mir vor allem verboten, schwer zu heben. Wenn mein Mann eingezogen wird, wer holt mir dann — ich wohne im dritten Stock — im Winter die Kohlen hoch? Wer hackt mir das Holz? Wer schleppt den schweren Mülleimer? Wer bringt das Wäschepaket zur Wäscherei?“

Eine ganze Reihe sorgenvoller Fragen. Ich darf deswegen vielleicht noch eine hinzufügen: Sollte sich in Ihrem Haus wirklich kein beherzter, hilfsbereiter Mann finden, der Ihnen diese doch gewiß nicht allzu zeitraubenden Arbeiten abnimmt? Wie wär's, wenn Sie dieses Problem einmal auf der nächsten Hausversammlung zur Sprache brächten?

Apropos, zur Sprache bringen. *Frau Gudrun Orlowsky (21) aus Berlin* bringt neben fünf jungen Frauen aus dem VEB Feingerätewerk in Weimar, der *Chemiefacharbeiterin Ursel Wenz (25)* und der *Sachbearbeiterin Yvonne Melchert (22)* die pekuniäre oder auch finanzielle Seite der Sache ins Spiel. „Ich habe ein Kind von zwei Jahren“, wirft sie ein, „und bekomme in diesem Fall nur ganze 240 DM Unterhaltsbeitrag. Ich finde, das ist ganz schön schoflig vom Staat!“

Schoflig, also zu wenig, sagen Sie. Gestatten Sie eine Frage: Wieviel verdienen Sie selbst? — „Als Halbtagskraft nicht ganz zweihundert Mark im Monat!“ — Und welchen Bruttolohn hat Ihr Mann? „Na, so an die fünfhundert Mark!“

Wissen Sie, liebe Frau Orlowsky, daß Sie unter diesen Umständen bei einer Einberufung Ihres Gatten zum aktiven Wehrdienst keinen Pfennig weniger in Ihrer gemeinsamen Familienkasse haben?

Nein? — Gut, dann wollen wir die Rechnung aufmachen. An Ihrem Verdienst ändert sich nichts. Ihr Mann hat einen Bruttoverdienst von 500 DM, das heißt, er zahlt 50 DM als Beitrag für die Sozialversicherung und 38 DM Lohnsteuer (Steuerklasse III/1). Demnach verbleiben ihm als Nettolohn genau 412 DM. Nun wollen wir weiter rechnen. Gesetzt den Fall, Ihr Mann wird zum aktiven Wehrdienst einberufen. Als Soldat bekommt er, wie Sie wissen werden, einen Wehrsold von 80 DM; selbstverständlich „auf die Hand“ und ohne Abzüge. Ferner wird er bei der Nationalen Volksarmee kostenlos mit einem Tagessatz von 3,35 DM verpflegt; das macht im Monat durchschnittlich 100,50 DM aus. Sie erhalten einen Unterhaltsbetrag von 200 DM für sich und außerdem noch 40 DM für das Kind. Das ergibt, zusammengenommen, genau 420,50 DM gegenüber 412 DM, die Ihr Gatte augenblicklich nach Hause bringt. Und nun frage ich Sie: Nennen Sie das „schoflig vom Staat“, wenn Sie nachgewiesenermaßen absolut keine finanzielle Einbuße haben? Wobei, das sei nur noch bemerkt, in dieser Rechnung nicht der staatliche Kinderzuschlag mitgezählt wurde, der Ihnen selbstverständlich weiter zur Verfügung steht, sowie die Kosten, die die Nationale Volksarmee für die vollständige Bekleidung Ihres Mannes trägt.

„Wenn jemand sagt, die Unterstützungssummen



Nortrud Hartwig: „... nur im Haushalt wird er mir sehr fehlen, weil er mir viel hilft ...“

wären zu niedrig, dann sagt er es entweder aus böser Absicht oder deswegen, weil er schon jeden Maßstab verloren hat“, bemerkt *Frau Margarete Klemm (39) aus Rostock*. „Ich habe mir das Gesetzblatt mit der Unterhaltsverordnung besorgt und es genau studiert, weil bei uns gleichfalls darüber diskutiert wurde. Und ich möchte sagen, daß das Ganze — Unterhaltsbetrag plus Wehrsold und Verpflegungs- wie Bekleidungskosten für den Wehrpflichtigen — etwa dem Durchschnittsverdienst in unserer Republik entspricht. Und mehr kann man doch wirklich nicht verlangen!“

Einen anderen Gedanken bringt *Frau Simone Weiß (21) aus Magdeburg* in die Debatte. Sie ist seit Weihnachten 1961 verheiratet und hat ihren Mann während der gemeinsamen Arbeit in der Freien Deutschen Jugend kennengelernt. „Natürlich greift die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auch in unser Leben ein“, erklärt sie. „Und in den ersten Monaten einer Ehe ist das besonders tiefgreifend. Trotzdem stelle ich mich nicht dagegen, daß mein Mann Soldat wird. Erstens hat es sowieso keinen Zweck, Zeter und Mordio zu schreien, und zweitens weiß ich, daß dieser Wehrdienst notwendig ist. Wir werden uns für die Zeit eben etwas einschränken müssen. Aber lieber heute auf einige Annehmlichkeiten verzichten, die man sich später immer noch leisten kann, als in einem Krieg alles zu verlieren. Und um den Krieg zu verhindern, eben deswegen lernen ja unsere Männer das Waffenhandwerk in der Nationalen Volksarmee.“

Aus dieser Erkenntnis hat sich auch der Mann von *Frau Nortrud Hartwig (18) aus Weimar* schon im Kampfaufgebot der FDJ bereit erklärt, den Dienst in den bewaffneten Streitkräften der Deutschen Demokratischen Republik anzutreten. „Ich habe nichts dagegen, daß mein Mann Soldat wird“, sagt Frau Hartwig. „Nur im Haushalt wird er mir sehr fehlen, weil er mir viel hilft.“

Aus dem Munde von *Frau Sieglinde Hofmann (24), Montagearbeiterin in Dresden*, kommt der folgende Seufzer: „Achtzehn Monate wird mein Mann dann nicht bei mir sein — ist das nicht eine furchtbar lange Zeit? Wie soll ich die nur überstehen? Und was soll ich an den langen Abenden des Alleinseins und der Einsamkeit machen? Ein Kind haben wir nicht. Ich stelle mir das schrecklich vor, wenn ich abends nach Hause komme und die Wohnung ist still und leer, zum Totgraulen ...“

„Na, Sie glauben doch nicht, daß ich mich am

Abend in die leere Wohnung setze!", antwortet *Frau Vera Koch (22) aus Leipzig.* „Ich werde mich schon amüsieren, tanzen gehn und ins Kino. Man kann ja soviel anstellen, wenn man allein ist."

Das kann man wohl. Es fragt sich nur, ob das eben empfohlene „Rezept" nun gerade das gegebene ist.

„Beides ist nicht richtig", korrigiert *Frau Gerda Diese (23) aus Berlin.* „Mir gefällt weder das Mauerblümchen, das wie ein Trauerkloß abends in seinen vier Wänden hockt und ob der Abwesenheit des Mannes Trübsal bläst, noch der vergnügungssüchtige Schmetterling, der die Zeit des Alleinseins lediglich dazu benutzt, um sich zu amüsieren und andauernd groß auszugehen. Beides zeugt sowohl von wenig Verständnis für den militärischen Ehrendienst des Mannes wie für die Verantwortung, die jeder Bürger unseres Staates vor der Gesellschaft hat. Beiden Frauen möchte ich raten, sich in ihrer Freizeit gesellschaftlich zu betätigen, zu lesen, ins Theater zu gehen und sich einem Kollektiv anzuschließen, sei es nun in der örtlichen Gruppe des DFD oder der Freien Deutschen Jugend."

Trotz allem bleibt noch eine Frage offen: Verschiedentlich bekam ich die Befürchtung zu hören, ob sich die mit dem 18monatigen Grundwehrdienst des Mannes verbundene Trennungszeit nicht unvorteilhaft auf die Ehe und die beiderseitige Harmonie der Ehepartner auswirken könne. „Wie das nun werden soll?" fragt *Frau Hannelore Kloß (22) aus Radebeul.* Und *Frau Waltraud Wagner (23) aus Weimar* ergänzt: „Man kann ja den Männern nicht trauen, wie das so mit dem Treubleiben sein wird. Die Verleitung ist zu groß."

Waltraud Wagner: „... man kann ja den Männern nicht trauen, wie das mit dem Treubleiben sein wird ..."

„Natürlich ist eine Trennung zwischen Mann und Frau immer ein Problem, weil sie für beide Teile Gefahren und Anfechtungen mit sich bringt", erklärt *Frau Margot Ebert,* Ihnen allen vom Bildschirm her bekannt. „Diese zu überwinden, ist eine Sache der Reife und eines festen Gefühls der Zusammengehörigkeit. Einen ‚Garantieschein' wird es wohl kaum geben. Aber ich persönlich bin der Meinung, daß eine Ehe, die eine 18monatige Trennung (es gibt doch gelegentlich Urlaub?!) nicht übersteht, früher oder später sowieso zerbricht."

Zur gleichen Frage äußert sich auch *Frau Gisela Birkemeyer,* Verdiente Meisterin des Sports. An die Adresse jener Frauen gewandt, die derartige Befürchtungen hegen, sagt sie: „Warum haben Sie als junge Ehefrau eigentlich solch eine Angst vor dieser Trennung? – Gewiß, 18 Monate sind eine relativ lange Zeit. Aber sagen Sie, bitte, worauf haben Sie Ihre Ehe aufgebaut? Auf Liebe und gegenseitiger Zuneigung? Dann wird Ihnen auch die 18monatige Trennung die Ehe nicht zerstören; im Gegenteil, ich glaube eher, Sie werden dann beide mehr das Zusammenleben und die Harmonie eines Familienlebens zu schätzen wissen als vorher. Ich konnte das in meiner vierjährigen Ehe selbst ausprobieren. Oft sind mein Gatte und ich durch den Sport getrennt, wenn es für mich gilt, unsere Republik im Ausland zu vertreten. Hätten wir nicht ein so festes Vertrauen zueinander, ich glaube, wir würden nicht so glücklich miteinander leben. Sehen Sie, es ist doch sehr leicht, im täglichen Einerlei so dahin zu leben. Die wahre Liebe zeigt sich doch erst, wenn es darauf ankommt, Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten zu meistern. Eine Liebe, die durch eine zeitweilige Trennung zerbricht, kann keine wahre und echte Liebe sein. Haben Sie also, bitte, keine Angst. Ihr Mann wird seiner Pflicht gegenüber unserer Republik nachkommen, und ich bin überzeugt, Sie werden als Frau in dieser Zeit die richtigen Worte für ihn finden und ihm weiter eine treue, liebe und verständnisvolle Gattin sein, so wie auch er Ihnen die Treue halten wird."



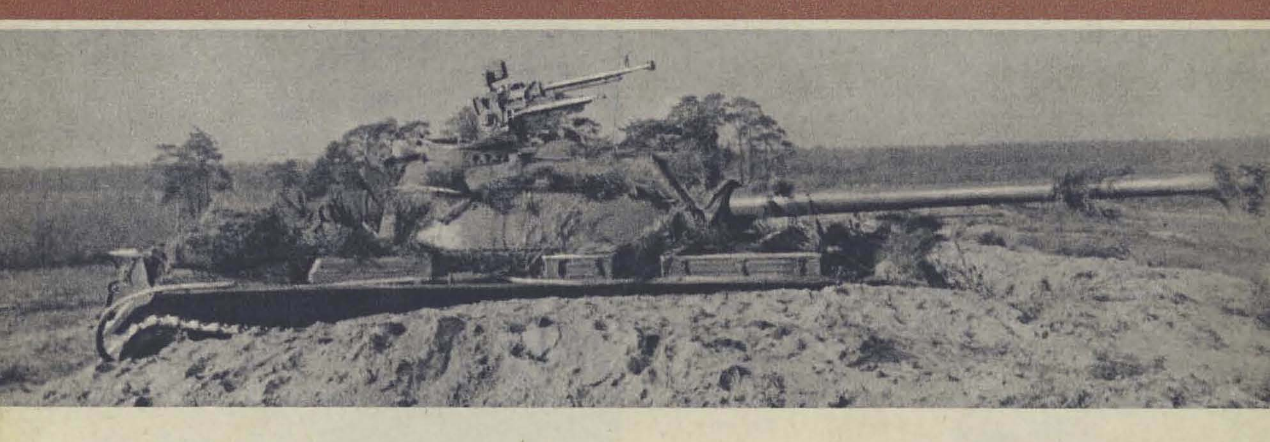
Margot Ebert: „... natürlich ist eine Trennung zwischen Mann und Frau immer ein Problem, weil sie für beide Teile Gefahren und Anfechtungen mit sich bringt ..."

Ja, liebe Freunde des Soldaten-Magazins, was bleibt mir angesichts so viel kluger, netter und einfühlsamer Worte noch übrig, als Ihnen ein herzliches „Auf Wiedersehen" zu sagen.

Ihr

Karl Heinz Freitag

Der Panzer VON FORMAT





▲
Die günstige Form und geringe Höhe ermöglichen eine gute Tarnung. Für den Gegner ist der T-54 auf Grund dieser Eigenschaften ein schwer erkennbares Ziel.

Auf dem XXII. Parteitag der KPdSU wurden den NATO-Kriegern durch Marschall Malinowski eine Reihe ernster Worte gesagt, aus deren Fülle an dieser Stelle ein Satz zitiert werden soll.
„... Nimmt man aber die Panzer, so gibt es davon in unseren heutigen motorisierten Schützen- und Panzerdivisionen mehr als in den mechanisierten und Panzerkorps der Zeit des Großen Vaterländischen Krieges oder in den entsprechenden Divisionen eines jeden NATO-Landes.“
Nicht nur zahlenmäßig sind die Panzertruppen der sozialistischen Armeen den NATO-Verbänden überlegen, sondern auch in bezug auf Qualität, Kampfkraft und Kampfwert.
Solange es den sowjetischen Panzerbau gibt, solange waren hohe Feuerkraft, günstige Formgebung, starke Panzerung, Geländegängigkeit und enorme Manövrierfähigkeit das A und O der Konstruktionen und Baureihen. 1920 verließ der erste sowjetische Panzer das Werk. Seine Bewaffnung: eine 37-mm-KWK. Und das zu einer Zeit, da die Panzerbewaffnung allgemein aus MG bestand.
Zehn Jahre später rollte ein Kampfwagen besonderer Art ins Manöver: der BT. Er konnte sowohl auf Gleisketten als auch auf Rädern fahren. In wenigen Minuten konnte er von einer Fortbewegungsart auf die andere umgestellt werden. Bewaffnung: 45-mm- bzw. 76-mm-KWK! Ende der dreißiger Jahre hatte die Sowjetarmee bereits drei Typen Schwimmpanzer.
1939 entstand auf den Reißbrettern der T-34, jener legendäre Kampf-

Gräben, Trichter und andere Hindernisse überwindet der T-54 spielend. Sein starker Motor und seine breiten Ketten bieten die Gewähr dafür.





wagen, den wir als T-34/76 und T-34/85 kennen. Er war über Jahrzehnte der beste mittlere Panzer der Welt ... bis sein jüngerer Bruder, der T-54, herauskam. Er verkörpert neben den übrigen Panzern der Sowjetarmee den hohen Entwicklungsgrad der sowjetischen Panzertechnik.

Schon aus seiner äußeren Form lassen sich die hohen Kampfeigenschaften schließen. Seine abgerundeten bzw. abgeschrägten Panzerplatten bieten Abwehrmitteln keinen Angriffspunkt, seine geringe Höhe macht ihn zu einem schwer erkennbaren Ziel.

Ein leistungsstarker Dieselmotor, der nicht mehr als 180 l auf 100 km verbraucht (der amerikanische M 48 braucht 700 l/100 km Vergaserkraftstoff), das geringe Gefechtsgewicht — etwa 40 t — sowie Planetenlenkgetriebe verleihen dem T-54 Schnelligkeit, Wendigkeit und ausgezeichnete Geländegängigkeit. Der Fahrbereich des T-54 liegt mit 400 km weit über dem Doppel der NATO-Panzer (M 48 — 115 km).

Die Feuerwirkung der 100-mm-KWK und der beiden MG wird durch spezielle Zielfernrohre auf weite Entfernungen noch erhöht. Mit der zum Kampfsatz gehörenden Munition kann die Besatzung im direkten und indirekten Richten feindliche Panzer, Bunker, Verteidigungsanlagen verschiedener Art u. a. Ziele bekämpfen. Zur Verständigung untereinander dient der Besatzung eine Bordsprechanlage.

Dem T-54 fehlt keines der Attribute eines neuzeitlichen modernen Panzerkampfwagens. *-ke-*

▲ **Im Wald, hügeligem Gelände und auf ebener Fläche, überall erfüllt der Panzer zuverlässig seine Aufgaben.**



Der gegossene Turm des Kampfwagens bietet gegnerischem Feuer keine Kante und Fläche. ▶



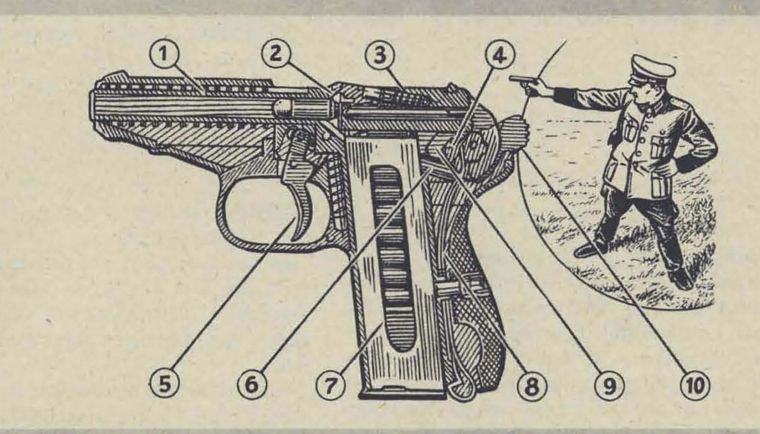
Das Fla-MG kann sowohl gegen Luft- als auch gegen Erdziele eingesetzt werden.

KLEINER RUSSISCHLEHRGANG

Unter den Handfeuerwaffen nimmt die Pistole einen wichtigen Platz ein. Als persönliche Waffe dient sie bei Angriff und Verteidigung zur Bekämpfung des Gegners auf kurze Distanz. Sehen wir uns die Pistole „Makarow", Kaliber 9 mm, etwas genauer an und lernen wir dabei gleich ein paar neue Vokabeln.

	Russisch	Umschrift	Deutsch
1	возвратная пружина	*waswra'tnaja prushi'na*	**Schließfeder**
2	выбрасыватель	*wybra'ssywatel*	**Auszieher**
3	затвор	*satwo'r*	**Verschluß**
4	рычаг взвода	*rytscha'k wswo'da*	**Unterbrecher**
5	ударно-спусковой механизм	*uda'rna-ßpußkawo'j mechani'sm*	**Abzugseinrichtung**
6	спусковая тяга	*ßpußkawa'ja tja'ga*	**Abzugsstange**
7	магазин	*magasi'n*	**Magazin**
8	боевая пружина	*bajiwa'ja prushi'na*	**Schlagfeder**
9	шептало	*schipta'la*	**Abzugshebel**
10	курок	*kuro'k*	**Schlagstück**

Zur Erleichterung der Aussprache ist das Betonungszeichen (') in der phonetischen Umschrift angegeben.



Wenn man's kann, ist's nicht schwer



Das Orientieren im Gelände nach natürlichen Hilfsmitteln will gekonnt sein. Was würdest du wohl tun, wenn dir, wie hier dem Soldaten Muck, der Marschkompaß entzwei gegangen ist? Stelle anhand der Skizze fest, welche Möglichkeiten du hast, die Himmelsrichtungen nach natürlichen bzw. auch künstlichen Hilfsmitteln zu bestimmen. (Lies aber erst danach die Lösung!)

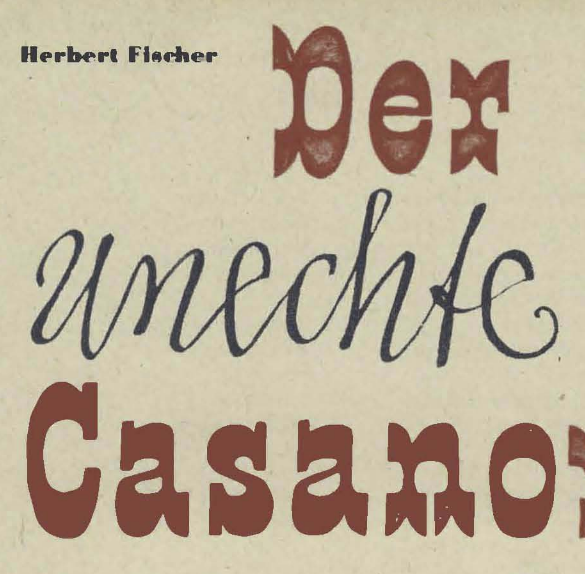


LÖSUNG:

1. Inschrift „TP" zeigt stets nach Süden. 2. Jahresringe einzelstehender Bäume sind nach NW zu enger. 3. Der Wind drückt Bäume meist nach SO. 4. Wetterseite einzelstehender Bäume, Telegrafenmasten u. ä. ist bemoost. 5. Richtung der Schatten. 6. Kirchenschiff ist meist an der Ostseite des Turmes. 7. Jagensteine (17) stehen meist an der SW-Ecke des Jagens.

Herbert Fischer

Der unechte Casanova



Soldat Fröhlich ist nicht gerade rosiger Stimmung. Ein Referat auszuarbeiten bis ins einzelne und dann noch zu einem solchen Thema wie „Sauberkeit und Anständigkeit bei den Beziehungen zwischen Soldaten und Mädchen in der Garnisonsstadt", nein, das ist nicht sein Fall. Ohrfeigen könnte er sich, daß er sich hat breitschlagen lassen. Ein Mädchen hat er nicht, in Tanzlokale, wo sich derartige Dinge abspielen, geht er nicht, er geht überhaupt selten aus, und so weiß er keine konkreten Beispiele, und ohne konkrete Beispiele geht es nicht! Aber die übrigen Leitungsmitglieder hatten zu diesen Argumenten nur gefeixt, und der dicke Schulz als FDJ-Sekretär hatte gesagt, er, Fröhlich, solle nicht solchen Wind machen. Er schreibe als Wandzeitungsredakteur Artikel, mache Verse, warum nicht mal so was? Wer den Spitznamen Dichter habe, der müsse einfach alles können! Und das hat ihm bei allem Unwillen doch etwas geschmeichelt. Denn natürlich kann er eine ganze Menge. Wenn irgend etwas ist, Fröhlich findet einen Weg.
„Aber jetzt los!" befiehlt er sich und schüttelt diese Gedanken ab. Morgen abend muß er sprechen, und jetzt muß er irgend etwas zu diesem Thema schreiben, koste es was es wolle.

*

Im Klassenzimmer der obersten Klasse der Schwesternschule geht es in der Pause nicht gerade ruhig zu. Einige der 17jährigen toben und tollen durch den Raum, andere werfen sich mit Papierbällen, malen bizarre Figuren an die Tafel oder stehen lebhaft diskutierend in kleinen Gruppen beieinander. Plötzlich wird der Lärm von einem hellen Rufen übertönt: „Achtung! Mal alle herhören!" Eines der Mädchen steht vorn am Pult, strahlt über das ganze runde Gesicht und schwenkt einige Blatt Papier in der Hand. „Hört mal zu! Ich habe hier etwas. Liebesbriefe mit Gedichten an Anneliese. Ich habe sie eben in ihrem Mathematikheft gefunden, das sie vergessen hat. Die wird sich morgen freuen!" Amüsiert sammeln sich die Mädchen am Pult.
„Ruhe!"

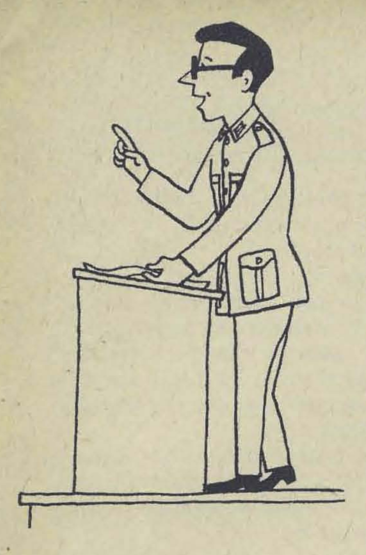
„Geliebtes Mädchen, holdes Weib!
Ich lieb' dich nicht zum Zeitvertreib.
Ich liebe dich, seit ich dich sah,
wie Romeo die Julia!
Für mich ..."

„Du gemeines Biest, gib den Brief her!" Ein Mädchen hat sich zur Vorleserin vorgedrängelt. Hochrot und zornbebend reißt sie dieser die Blätter aus der Hand. „So eine Gemeinheit, einfach schuftig finde ich das!"
„Was ist denn nun los?" —
„Ich denke, das sind Annelieses Briefe?" —
„Achtung! Die Lohbergern kommt!" Alles rennt auf die Plätze. Als die Lehrerin in die Klasse tritt, ist es mucksmäuschenstill.

*

Nach dem Unterricht sind einige der Mädchen in der Klasse geblieben.
„Ich kann es noch gar nicht glauben. Zwar kennen wir uns erst 14 Tage, aber er war so ein netter Bursche." Teilnahmsvoll stehen die Mädels um Erika, die traurig in ihrer Bank sitzt und ins Leere starrt.
„Also los, Erika, nimm dich zusammen!" Gisela faßt ihre Freundin freundschaftlich unters Kinn und hebt sanft deren Kopf hoch. „Für mich ist der Fall klar. Dir hat er sich unter dem Namen Horst Merker vorgestellt und Anneliese als Horst Schröder. Die Briefbogen sind die gleichen, der Text, Schreibmaschinenschrift, sogar die Anrede, Geliebte! Was gibt's da noch zu zweifeln?"
„Wie geschickt er es gemacht hat. Mit Erika trifft er sich sonntags und mit Anneliese vielleicht immer mittwochs, und jeder beteuert er seine Zuneigung. So ein Lump! Na warte!" Barbara droht mit der Faust, als ob der Verbrecher vor ihr stünde.
„Und doch war er dumm, sonst hätte er nicht gesagt, daß er in der Leninstraße ist und in der Funkkompanie. Alle zusammen müßten wir dahin gehen!" schlägt Gisela vor.
Erregt debattieren die Mädels hin und her, wie ihren Kameradinnen Genugtuung zu verschaffen sei. Nach kurzer Zeit haben sie sich geeinigt. Elfriede Schuster, die Leiterin der FDJ-Gruppe, faßt zusammen: „Los, Gerda, du kannst Steno. Schreib auf: „Werter Genosse Kompanie-





chef! Ein Soldat Ihrer Kompanie mit dem Namen Schröder oder Merker hat an zwei Mädchen unserer Klasse gleichlautende Liebesbriefe geschrieben und sich mit ihnen zu verschiedenen Zeitpunkten getroffen. Wir finden ein solches Verhalten einfach empörend, weil darin sowohl eine große Mißachtung der Frau — jawohl, schreib' Frau, das klingt politischer! —, als auch eine Herabsetzung des Ansehens der Nationalen Volksarmee zum Ausdruck kommt. Wir als FDJ-Gruppe erbitten dazu Ihre Stellungnahme. Mit sozialistischem Gruß usw. Adressieren tust du ‚An den Kompaniechef der Funkkompanie'. Dann geben wir den Brief bei der Wache ab. Dem Kerl werden schon die Leviten gelesen werden, paßt mal auf! Erika und ich, wir gehen jetzt zu Anneliese."

*

Im Geschäftszimmer der Funkkompanie geht Oberleutnant Müller ärgerlich hin und her. „Ein starkes Stück ist das, was sich hier Schröder oder Merker erlaubt haben. Typischer Fall von Bigamie! Was meinen Sie als Zugführer dazu, Genosse Frisch?"

„Mir ist das einfach schleierhaft, Genosse Oberleutnant, ich hätte den beiden oder einem von beiden das nie zugetraut. Im Dienst sind sie eifrig und diszipliniert und auch sonst prima Kerle!"

Der Oberleutnant winkt ab. „Wir werden Schröder und Merker getrennt zur Rede stellen. Mal sehen, wie jeder darauf reagiert. Der Schuldige wird sich schon herausstellen. Ähnlich sehen sie sich ja etwas."

Eine halbe Stunde später ist Oberleutnant Müller genau so klug wie vorher.

„Jetzt weiß ich wahrhaftig nicht, was ich daraus machen soll." Er kratzt sich ratlos am Hinterkopf. „Entweder ist einer von den beiden ein vollendeter Schauspieler oder die zwei haben wirklich nichts damit zu tun."

„Vielleicht war es ein Dritter, der sich nur ihrer Namen bedient hat, Genosse Oberleutnant", sagt Unterleutnant Frisch.

„Aber doch aus unserer Kompanie, und das macht die Sache nicht eben besser." Oberleutnant Müller weist auf den vor ihm liegenden Brief. „Hier liegt das Corpus delicti! Was machen wir nun?"

„Wenn ich mir als FDJ-Sekretär eine Bemerkung erlauben darf, Genossen?"

„Schießen Sie los, Genosse Schulz, was schlagen Sie vor?"

„Wir haben doch heute Abend die FDJ-Versammlung zu dem bewußten Thema. Wir laden die zwei Mädchen dazu ein. Damit schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe: Durch Gegenüberstellung bekommen wir den Sünder heraus und den Mädels zeigen wir, wie sehr in der Nationalen Volksarmee in solchen Dingen auf Ordnung gesehen und der Betreffende durch das Kollektiv erzogen wird. Ich lasse die Mädchen ranholen!"

„Keine schlechte Idee, meinen Sie nicht auch, Genosse Frisch?" Jener nickt.

„Also los, Genosse Schulz, schwirren Sie ab!"

*

Es ist kurz nach 20 Uhr. Der Klubraum ist voll besetzt. Halblaut unterhalten sich die Soldaten. Vorn am Präsidiumstisch sitzen bereits der Referent Genosse Fröhlich, der FDJ-Sekretär und Genosse Frisch. Ein Platz ist noch frei für Oberleutnant Müller. Plötzlich verstummt alles Geräusch, denn der Erwartete betritt mit zwei blonden, schlanken Mädchen den Raum und geleitet sie zu zwei Plätzen in der ersten Sitzreihe. Die Soldaten sind erstaunt. „Was soll denn das bedeuten!" — „Schmucke Puppen!" ruft es halblaut, mehrere lachen, aber dann ist es wieder still. Merker und Schröder sind besonders überrascht. ‚Wie kommt denn die hierher?' denkt einer wie der andere. Unruhig und neugierig rutschen sie auf ihren Klappstühlen hin und her, aber da eröffnet schon der FDJ-Sekretär die Versammlung.



Illustrationen: Harri Parschau

Soldat Fröhlich hat schon ein paarmal zu den Mädchen hingesehen. Von irgendwoher kennt er die beiden. Plötzlich fällt es ihm wie Schuppen von den Augen. Ja, natürlich, das ist doch die, deren Bild Merker auf seinem Nachtschrank hat. Und die andere steht bei Schröder! Nicht schlecht, haben die beiden es also schon geschafft, an ihr Ideal heranzukommen. Na, wunderbar, gleich im Referat als gute Beispiele einbauen! Oder ob sie wegen etwas anderem hier sind?

„Das Wort hat der Genosse Fröhlich!" Er tritt ans Rednerpult, wartet einige Sekunden. Er spricht langsam, wie es auch sonst seine Art ist. Er schildert, wie sich Soldaten im Dienst und im Ausgang benehmen sollen und daß manchmal verschiedene Genossen in Gesprächen oberflächliche und rüde Auffassungen über das andere Geschlecht äußern und diese Meinung aus nicht ganz einwandfreiem Umgang schöpfen. Aufmerksam lauschen die Genossen seinen Worten, und so mancher Blick wandert zu den blonden Schöpfen, die, ohne sich zu rühren, da vorn auf der ersten Bankreihe her-

vorschimmern. Als Soldat Fröhlich die Namen Merker und Schröder erwähnt, wandern alle Blicke zu den Kameraden, die sich sichtlich unbehaglich fühlen. „Diese zwei Genossen", sagt Soldat Fröhlich mit erhobener Stimme, „sind ein Beispiel dafür, wie sich ein Soldat zu seinem Mädel am Standort verhalten soll, denn sonst würden diese Genossen ihre Freundinnen bestimmt nicht zu ausgerechnet diesem Thema eingeladen haben!" Die Soldaten schmunzeln. Zustimmendes Gemurmel klingt auf. Aber die drei dort am Präsidiumstisch sind bei den Worten des Referenten blaß geworden. Alle drei denken das gleiche: So eine Panne! Gefreiter Schulz beugt sich zu seinem Kompaniechef hinüber: „Das stand aber vorher nicht in Fröhlichs Manuskript!" flüstert er entschuldigend. Oberleutnant Müller winkt ab. Er hat sich schon gefaßt. Kaum hat Soldat Fröhlich sein Referat mit einem emphatischen Appell, diesen zwei Genossen nachzueifern, geendet, steht Oberleutnant Müller auf und gebietet mit einer Handbewegung dem allgemeinen Gemurmel Einhalt. „Genossen", sagt er, und seine Stimme klingt ungewohnt ernst, ja bekümmert: „Durch unsere, d. h. durch meine Schuld, ist der Genosse Fröhlich das Opfer eines bedauerlichen Irrtums geworden. Jedenfalls wird sich das gleich herausstellen. Irgendeiner von unserer Kompanie hat sich diesen beiden Mädchen gegenüber unehrenhaft verhalten!"

Das Gemurmel lebt wieder auf, wird zum halblauten Stimmengewirr. „Was wird hier eigentlich gespielt?" Zornrot ist Soldat Merker aufgesprungen. Gelächter brandet auf und verebbt sofort. Die Masse der Soldaten ist eher amüsiert als schockiert. „Ruhe!" Alles schaut gespannt auf Merker und Schröder, die Oberleutnant Müller soeben nach vorn gerufen hat. Die zwei Soldaten gehen auf die beiden Mädchen zu, die sich von ihren Plätzen erhoben haben. Leise tuscheln die vier miteinander. Plötzlich lachen sie laut auf und Soldat Merker gibt seiner Erika spontan einen Kuß. Ein einziges Gelächter und Johlen erfüllt den Raum. Als der FDJ-Sekretär Ruhe gebietet, schwillt der Lärm nur langsam ab, um sofort wieder aufzubranden, als Soldat Schröder feixend in die Stille ruft: „Dort steht der Sünder!" Da tritt mit einem Schlag Ruhe ein, alles schaut interessiert auf den kleinen Fröhlich mit der großen Hornbrille, der noch immer vorn am Pult steht, verlegen lächelt und von einem Bein aufs andere tritt.

Oberleutnant Müller kann sich nicht beherrschen. „Was, Sie? Ausgerechnet der Referent zum Thema Moral?! Das ist ja ein starkes Stück!" ruft er erbost und weiß doch nicht recht, ob er lachen oder wütend sein soll. Fröhlich verzieht in krampfhaftem Lächeln das Gesicht und bekennt in die erwartungsvolle Stille hinein: „Jawohl, ich war's. Aber ich bin unschuldig! Schröder und Merker sind unabhängig voneinander zu mir gekommen und wollten unter dem Siegel der Verschwiegenheit ein paar nette, ja, etwas überspannte Briefe. Der Einfachheit halber habe ich für beide dasselbe geschrieben. Ich konnte doch nicht ahnen, daß das rausgekommen ist und Sie die beiden d e s h a l b hierher eingeladen haben."

Auf der Straße nach Helmstedt

(Fortsetzung von Seite 17)

„Moment", sage ich, „ich habe nach dem Abendbrot auch ein Glas Bier getrunken. Machen Sie mal mit mir eine Atemprobe!"
Die Genossen erfüllen mir gerne den Wunsch. Und dann sehe ich selbst, nachdem ich durch das Anzeigeröhrchen hindurch in den Kunststoffbeutel geblasen habe, wie sich die Kristalle im Röhrchen allmählich zu färben beginnen.
„Es war wirklich nur ein einziges Gläschen", sage ich kopfschüttelnd.
„Ja, aber dieses eine Gläschen kann das Reaktionsvermögen eines Kraftfahrers schon so verlangsamen, daß er nicht mehr rechtzeitig ‚schaltet', und das Unglück ist da."

Alarmübung

Auf der Autobahn für Ordnung und Sicherheit sorgen, das heißt nicht nur, auf Verkehrssünder zu achten.
Seit dem 13. August 1961 ist das Rattenloch Westberlin für Agenten und Verbrecher zugestopft.
„Jetzt versuchen sie ihre dunklen Geschäfte auf und an der Autobahn von und nach Westberlin abzuwickeln, illegale Treffs zu organisieren, DDR-Bürger zu verschleppen", erklärt mir Genosse Krabbes. „Es wurde auch schon von Banditen versucht, mit geraubten Fahrzeugen gewaltsam die Grenzkontrolle zu durchbrechen. Wir haben deshalb von uns aus innerhalb der Fünf-Kilometer-Zone eine Vorkontrolle eingerichtet."
„Ja, aber wenn auch die mit Gewalt durchbrochen wird?" frage ich nachdenklich.
„Wissen Sie was?" meint da der Kommandoleiter, „ich wollte sowieso mal eine Alarmübung ansetzen — machen wir das gleich. Sie können mich begleiten!"
Es dämmert schon, als sich unser Wagen vorsichtig der Kontrollstelle nähert. Die Posten können uns noch nicht sehen, wir sind durch Buschwerk gedeckt. Von hinten brummt ein langer Lastzug heran. Die Gelegenheit ist äußerst günstig. Wir hängen uns hinten dran und mogeln uns in Höhe der Kontrollstelle links an dem Ungetüm vorbei. Dann geht es mit Vollgas in Richtung Grenze. Eigentlich dürften wir kaum bemerkt worden sein — denke ich. Als wir kurz darauf beim Kontrollpunkt Marienborn ankommen, ist jedoch die Grenze dicht. Reifentöter liegen auf der Fahrbahn, Stahlseile sind gespannt. Hier kommt keiner durch!
Oberleutnant Krabbes ist zufrieden. Auch der leitende Genosse vom AZKW, der als einziger von dem Unternehmen wußte, meint: „Hat prima geklappt!"
Und ich nehme die Überzeugung mit nach Hause, daß auch auf der Straße nach Helmstedt keine Lücke für die Feinde unserer Republik ist.



Wer A sagt muß auch B sagen

**Man weiß nicht:
Ist die junge Dame
aus Wachs gemacht
und nur Reklame?**

**Na, – keineswegs!
Denn siehe da . . .
sie sagt zumindest
erst mal A.**

AUF DER WASSERSPORTAUSSTELLUNG IN BERLIN



Und daß sie doch
aus Fleisch und Blut,
sieht man am Strand-
modell (mit Hut),
da sie doch das,
was sie umhüllt,
ganz zweifellos
mit Leben füllt.

Das ist wohl schon
(in solchen Fällen)
im ersten Dienstjahr
festzustellen.
Nach ihrem ersten A
meint Heinz:
Ein Musterfall
von „tauglich eins".

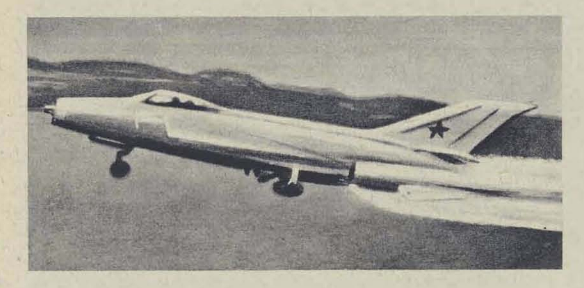
Die Zielansprache
muß ja sein.
Sie wissen selbst:
Man schießt sich ein.
Man unterhält sich,
Wort um Wort,
und manchmal auch
vom Wassersport.

Man meint, sie scheint
nicht abgeneigt,
daß sie ihm dies
und jenes zeigt,
denn schließlich ist
die Wassersport-
ausstellung ja
ihr Arbeitsort.

Von Bootsmotor
bis Zweimannzelt
hat sie ihm alles
vorgestellt ...
Beschämt gesteht
der junge Mann,
daß er noch nicht mal
schwimmen kann,
doch wissen will er,
was sie macht,
wenn sie das Zelt hier
überdacht?

Sie braucht zum Schluß
zu seinen Fragen
letztendlich nur noch
B zu sagen. -ika-

MILITÄRTECHNISCHE *Umschau*



Der sowjetische Testpilot A. Fedotow erreichte kürzlich auf der E-166 eine Geschwindigkeit von 2730 km/h. Die Durchschnittsgeschwindigkeit auf einer 100 km langen Rundstrecke betrug 2385 km/h.

Tabletten im Benzintank



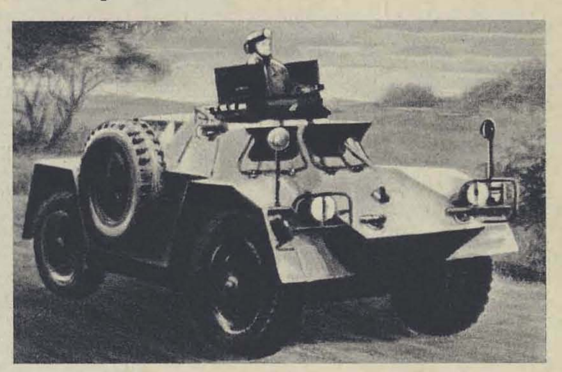
Forschern des Instituts für Brennstoffe der Akademie der Wissenschaften der UdSSR gelang es, Hartbenzin zu entwickeln. Schon seit Jahren werden dazu in verschiedenen Ländern Versuche angestellt. 1958 war den sowjetischen Forschern bereits der erste Erfolg beschieden. Jetzt gelang es, Hartbenzin zu erzeugen, wobei die Gesamtmasse des gepreßten Briketts oder der Tablette zu 95 Prozent aus Benzin besteht. Bei der Rückgewinnung des flüssigen Benzins entstehen nur 2 bis 3 Prozent Verluste. Beim Antrieb von Versuchsfahrzeugen haben sich die Hartbenzin-Briketts bereits bewährt. Amerikanische Versuche erreichten das Ergebnis von 70 Prozent Benzin.

Die Vorteile des Hartbenzins sind unbegrenzte Lagerung, Transport auf einfachen LKW sowie Abwurf aus Flugzeugen. Es ist schwer entflammbar und explosionssicher. Solch ein Benzinbrikett besteht aus Millionen Benzintröpfchen, die von einer Kunstharzfolie fest umschlossen sind.

Holländischer Spähpanzer

Die niederländischen LKW-Werke DAF entwickelten auf der Basis eines Lastkraftwagens einen leichten Spähpanzer. Das Fahrzeug ähnelt dem britischen Typ „Ferret". Sein Gefechtsgewicht beträgt 5 t. Es hat Vierradantrieb und -lenkung. Die Besatzung besteht aus Fahrer und Kommandant. Mit seiner Höhe von 1600 mm ist es relativ niedrig gehalten.

Der DAF YP-104, wie seine Bezeichnung lautet, soll den amerikanischen Spähwagen „Staghound" – ein Fahrzeug aus dem zweiten Weltkrieg – ablösen, mit dem die holländischen Panzeraufklärungseinheiten noch ausgerüstet sind.



Kuriosa militaria

Morsche Brücke

„Long Thrust II" hieß das großangelegte Unternehmen, das Anfang dieses Jahres vom NATO-Oberkommando gestartet wurde und die schnelle Verlegung von 6000 US-Infanteristen aus Mac Chord im Bundesstaat Washington nach Frankfurt am Main zum Ziel hatte.

„Mit dieser großen Luftbrückenaktion wollen die Vereinigten Staaten ihre Fähigkeit erproben, zur Unterstützung der NATO-Verteidigung rasch Truppen nach Europa bringen zu können", schrieb die „Deutsche Zeitung mit Wirtschaftszeitung". Und „Die Welt" berichtete:

„Die schnittige, fensterlose C 135, eine militärische Ausführung der vierstrahligen Boeing 707, hatte für die 8400 Kilometer lange Strecke auf der Grönlandroute genau zehn Stunden gebraucht. Allerdings wurden nur zehn Düsentransporter dieses Typs eingesetzt... Bei dem Gros der Transportmaschinen handelt es sich um Propellerflugzeuge... Diese Flugzeuge sind rund dreißig Stunden unterwegs."

Nun sind unter den Bedingungen des modernen Krieges 6000 Soldaten von wirklich kriegsentscheidender Bedeutung. Und „Schnelligkeit" ist unter eben diesen Bedingungen wohl auch ein sehr relativer Begriff. Über die Vor- oder Nachteile fensterloser Flugzeuge soll hier gar nicht erst gestritten werden, doch ist zu bezweifeln, daß derartige Vorsichtsmaßnahmen die Besatzung solcher Flugzeuge davor bewahren könnten, von dem Feuerwerk, das sich ihnen zu Ehren während der zehnstündigen Flugdauer ohne Umstände veranstalten ließe, unliebsam Kenntnis zu nehmen. B-t

Schaumaluminium

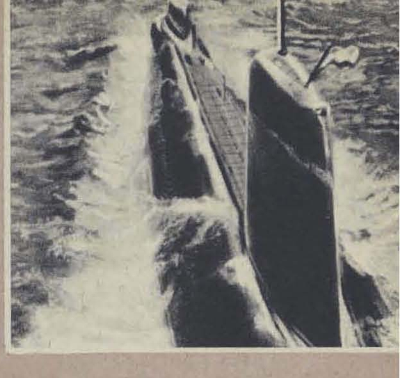
Ein neuer Werkstoff, der besonders als Isolationsmaterial für Strahlflugzeuge und Raketen verwendet werden soll, ist in den USA entwickelt worden. Es handelt sich um das sogenannte Schaumaluminium. In das geschmolzene Aluminium wird ein zusätzlicher Stoff gebracht (Wasserstoffverbindungen der Metalle Barium, Zirkon, Lithium oder auch Titan), der während der weiteren Schmelze Gas abgibt.
Die Gasblasen erzeugen Poren im erkaltenden Metall. Durch schockartiges Abkühlen wird ein Zusammenfallen dieser Poren verhindert.
Von besonderem Vorteil ist das geringe Gewicht des Schaumaluminiums. Seine Struktur verleiht ihm isolierende Eigenschaften. Schaumaluminium läßt sich kleben, löten, sägen, nageln – aber nicht schweißen und schmieden.

Was ist Mach-Zahl?

In Zuschriften baten uns zahlreiche Leser darum, eine kurze Erläuterung des Begriffs Mach-Zahl zu geben. Hier unsere Antwort:
Die Mach-Zahl ist das Verhältnis der Fluggeschwindigkeit zur Schallgeschwindigkeit. Mach-Zahl 1 bedeutet, daß die Fluggeschwindigkeit der Schallgeschwindigkeit entspricht. Mach-Zahl 0,5 heißt, die Fluggeschwindigkeit beträgt die halbe Schallgeschwindigkeit. Mach-Zahl 2, die Fluggeschwindigkeit hat doppelte Schallgeschwindigkeit erreicht.
Die Schallgeschwindigkeit ist kein Wert gleichbleibender Größe. Sie ist von der Temperatur und von der Flughöhe, d. h. der Luftdichte abhängig. Ihr Durchschnittswert wird im allgemeinen mit 333 m/sec, das sind rund 1180 km/h, angegeben. So beträgt die Schallgeschwindigkeit z. B. in unseren Breitengraden in 0 m Höhe bei plus 15 Grad Celsius 1224,7 km/h, bei plus 20 Grad Celsius in 0 m Höhe 343,8 m/sec, das ist rund 1238 km/h, und bei minus 20 Grad Celsius nur noch 319,3 m/sec, das sind rund 1149 km/h. Bei minus 15 Grad Celsius sinkt die Schallgeschwindigkeit in 10 000 m Höhe auf rund 1068 km/h ab.
(Siehe auch: „Wenn der Schall überholt wird".)

Aus der Geschichte des russischen U-Boot-Baues

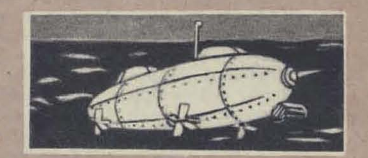
Vom „Geheimnisvollen Boot" zum Atom-U-Boot



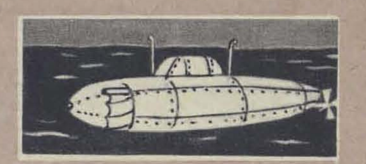




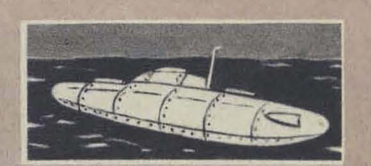
1724 baute Jefim Nikonow das „Geheimnisvolle Boot". Es hatte Ruderantrieb. Die Ruder waren in Ledermanschetten wasserdicht abgeschlossen. Das Boot war eine Holzkonstruktion. Nähere Angaben fehlen. Versuche erfolgten im Beisein Peter I.



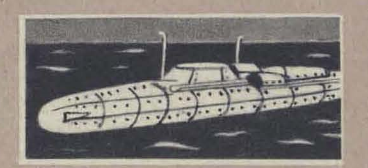
1834 schuf Karl Schilder, ein russischer Marineoffizier, ein Tauchboot in Form eines länglichen Eies. Länge 6 m, Breite 2,25 m, Höhe 1,85 m. An Deck waren zwei Aufbauten. Der Tauchvorgang erfolgte mittels Ballastbehälter. Der Antrieb ging über manuell betriebene Schaufelräder. Die Tauchtiefe betrug 13 m. Als Bewaffnung war eine Mine am Bugspriet vorgesehen.



1876 entwickelte Stefan Drzewiecki fünf Varianten eines Tauchbootes. 1. Ein 1-Mann-Boot mit Pedalantrieb; 2. das gleiche Boot mit größeren Ausmaßen; 3. ein Boot für vier Mann mit Pedalantrieb; 4. das gleiche Boot mit elektrischem Antrieb (Akku); 5. ein „Unterwassertorpedoboot", dessen Rumpf und Aufbauten mit Kork belegt waren, um die Schwimmfähigkeit zu verbessern. Bewaffnung: zwei Torpedorohre und sechs Torpedos.



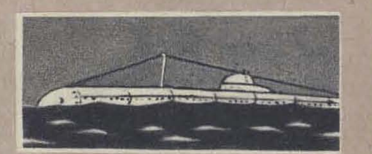
1903 konstruierten I. Bubnow und M. Beklemischew das erste russische kampffähige U-Boot „Delphin". Länge 16 m, Breite 3,35 m, Tonnage 113–124 t, Geschwindigkeit 10 kn, Tauchtiefe 50 m, Bewaffnung: zwei Torpedorohre.



1915 fuhr der erste Unterwasser-Minenleger, eine Konstruktion von M. Naletow. Seine Tonnage betrug 560–740 t, Länge 53 m, Breite 4,25 m, Geschwindigkeit 11 kn, max. Tauchtiefe 50 m. Bewaffnung: zwei Torpedorohre und 60 Minen.

1922 wurden die ersten sowjetischen U-Boote in Dienst gestellt.

1941–1945 erhielten 18 U-Boot-Kommandanten den Titel eines Helden der Sowjetunion.



1962 bilden atomar getriebene und mit ballistischen sowie zielsuchenden Raketen bestückte U-Boote die Hauptkraft der sowjetischen Kriegsflotte.



»ND«-Auslandskorrespondent WERNER GOLDSTEIN berichtet aus Moskau für die Leser der »Armee-Rundschau«

Natürlich hatte keiner geahnt, was die Nacht bringen würde. Bevor der Wachdienst begann, hatte Fomin, einer der vier, noch einmal seinen fast zweijährigen Sohn geherzt. Am nächsten Tage wollte man sich wieder treffen, aber ...



... aber der Orkan hatte sie in seinen Fängen gehabt. Fern aller Küsten irren vier Wachsoldaten schon tagelang, mit ihrem Boot ein Spielball der Wellen, im Stillen Ozean umher. Das ist die letzte Fleischbüchse der Notration, die an Bord war, und Fomin blickt nachdenklich auf die wertvolle Nahrung, bevor er sie in den Topf tut. Später, als das Büchsenfleisch fast vergessen ist, sagt einer: „Ich habe gehört, man kann auch Stiefelsohlen essen ...“

Neuer sowjetischer Soldatenfilm über ein Ereignis, das vor reichlich zwei Jahren Millionen aus aller Welt in seinen Bann zog

Unlängst hat der Film „Neunundvierzig Tage“ in Moskau seine Premiere gefeiert. Was sich vor etwa zwei Jahren um und unter vier jungen Sowjetsoldaten mitten im Stillen Ozean auf einem 15 m langen Landungs-Lastboot ohne Treibstoff und Lebensmittel abspielte, wird erneut in einem Schwarzweiß-Film lebendig. Nicht nur die ganze Sowjetunion, Millionen in aller Welt verfolgten damals mit größter Aufmerksamkeit und Anteilnahme, wie die Suche nach diesen vieren in der riesigen Wasserwüste verlief, nachdem ein Orkan am 17. Januar 1960 nachts das Boot vom Kai weggerissen und ins offene Meer hinausgeschleudert

Zuerst waren es Stunden, dann Tage, die man zählte, schließlich Wochen, und immer wieder wird der „Martin Eden“ des Amerikaners Jack London Wort für Wort gelesen. Das Buch ist wie Nahrung und Trost, es hilft über die Zeit hinweg.



Neunundvierzig Tage

hatte, ohne daß sich vom Ufer des Kurilenhafens aus eine Rettungsmöglichkeit ergab. Was sich während dieser siebenwöchigen Odyssee über mehr als 1700 km bis zur Rettung durch den amerikanischen Flugzeugträger „Kearsage“ in der kleinen Gemeinschaft der Soldaten abgespielt hat, erfuhr die Welt, und die Bewunderung für die Freundschaft und Standhaftigkeit der sowjetischen Jungen prägte im westlichen Ausland die Meinung: „Das ist der russische Charakter!“ Genrich Gabai, ein junger Regisseur, und seine ausgezeichnete Mannschaft von Drehbuchautoren – Georgi Bahlanow, Juri Bondarew und Wladimir Tendrjakow – haben sich mit diesem Film nicht die Aufgabe gestellt, in riesigen Lettern den vier Sowjetmenschen das Wort „Held“ mit viel Pathos anzuheften. Ganz im Gegenteil wollen sie in den einfachen Dingen das echt Menschliche, Gute im Verhalten und Charakter der vier Burschen, die die Sowjetmacht und ihre Armee erzogen hat, zeigen. Denn in Wirklichkeit hatte das ungnädige Schicksal diese vier Kameraden in ein Abenteuer gestürzt, ohne daß sie sich vorher gut gekannt hätten. Doch die ihnen innewohnende Menschlichkeit, Mut wie Güte, Leidenschaftlichkeit wie Verständnis, äußert sich eben in diesen einfachsten Begebenheiten – es wird der Geburtstag des einen gefeiert, und er teilt gleichmäßig mit allen die Wasserration, mit der „angestoßen“ wird. Die Riemen des Akkordeons werden zur Nahrung, ebenso wie die Stiefelabsätze – der Optimismus dieser Jungen ist schwer zu brechen. *(Fortsetzung Seite 46)*



Lieder lassen die Gedanken immer wieder nach Hause wandern. Aber bald verstummen diese Klänge. Auch das Akkordeon muß als Proviant betrachtet werden. Die Riemen sollen auch eßbar sein . . .

Keine Aussicht auf Rettung? Sind sie dem Hungertode preisgegeben? Werden die letzten Kräfte ausreichen, um bei gutem Wetter überhaupt ein Zeichen geben zu können, falls doch ein Schiff in Sicht kommen sollte?

▾





Flugzeuge! – Amerikanische Suchflugzeuge erkannten die hellen Wäschefetzen an dem höchsten Punkt des Bootes. Ein Hubschrauber wurde geschickt, die vier aufzunehmen. Fast sind sie zu schwach, um die Rettungsleine aufzufangen. Doch endlich ist es geschafft, die Odyssee im Stillen Ozean neigt dem Ende zu. Die amerikanischen Retter führen die vier Sowjethelden in die Wolkenkratzerstädte, wo Millionen Menschen guten Willens ihnen einen herzlichen Empfang bereiten.

Was sie aufrecht hält, selbst als sie fast vom Hunger ausgezehrt am Horizont ein Schiff davonfahren sehen, ohne daß es das Boot in den Wellenhöhen und -tälern gesichtet hätte, ist ihre Kameradschaft. Es erinnert an den großen DEFA-Film „Fünf Patronenhülsen", wenn Regisseur Gabai mit ganz besonderem Nachdruck die Szene der Rettung durch den Hubschrauber des USA-Flugzeugträgers auf die Leinwand bannt: Solange sich die vier gegenseitig unterstützen, ist es nicht allzu schwer, den Traggurt, den das Rettungsflugzeug über das Boot schleifen läßt, zu packen. Je kleiner die Schar, desto schwieriger wird das, weil ja jeder völlig erschöpft ist, und besonders schwer hat es der einzelne, der letzte. Die gemeinsame Kraft ist hier hervorgehoben, ebenso wie in den „Fünf Patronenhülsen", wo die Rettung darin liegt, zusammenzubleiben und sich gegenseitig zu stützen.

Diese Episode mag der Regisseur symbolisiert haben, sie wird sich in Wirklichkeit nicht so abgespielt haben. „Wir wollten auch und konnten gar keinen Dokumentarfilm dieses Ereignisses geben", sagt uns der Regisseur. Er meint, daß die Darstellung der Charakterzüge durch einen Dokumentarstreifen nicht zu erreichen wäre. Erst die künstlerische, nicht in jeder Einzelheit an die Tatsachen sich haltende Gestaltung kann das Wesen der Sache herauskehren. Aus dem gleichen Grunde sind die vier Hauptdarsteller nicht die wirklichen Helden dieses vor zwei Jahren abgelaufenen Stücks Geschichte. Man hat sogar auf die Originalnamen verzichtet, um nicht zu stark an das damals Geschehene gefesselt zu sein. Keine Filmstars, sondern junge Film- und Theaterstudenten aus Charkow, Minsk und Moskau übernahmen die Hauptrollen. Gerade sie wählte Genrich Gabai, um nicht durch bekannte Gesichter vom Sachlichen und auf wirklichen Fakten beruhendem Spiel abzulenken. Diese vier hatten es nicht leicht, wenn auch ihre Vorbilder unvergleichlich mehr durchzustehen hatten. In wenigen Wochen mußten die Hauptdarsteller in hohem Wellengang selbst tauchen, das Boot vollendet führen und einige nicht alltägliche Kunststücke erlernen. Vielleicht war jedoch das Schwierigste für sie, aus frischen, gutgenährten jungen Menschen zu elend aussehenden, abgemagerten Schiffbrüchigen zu werden. Denn durch Schminke ließ sich dieser Effekt nicht erzielen.

Naturaufnahmen auf den Kurilen, in der Ostsee und am Schwarzen Meer unterstreichen den Wahrheitsgehalt des Films, der im Grunde genommen in seiner engbegrenzten Handlung eine Botschaft vermittelt:

Der Sowjetsoldat ist deshalb ein tüchtiger Verteidiger seines Vaterlandes, weil er von der Menschlichkeit, dem Humanismus des Sozialismus und Kommunismus erfüllt ist. Die Sowjetwirklichkeit ist sein Leben und gibt ihm die Kraft zu Taten im Frieden wie bei der Verteidigung, zu Leistungen, die nicht selten an der Grenze dessen liegen, was selbstverständliche Pflichterfüllung und Heldentum sind.

Die Bürger der Deutschen Demokratischen Republik, besonders aber die Soldaten der Nationalen Volksarmee und die wehrfähige Jugend dürfen diesen Film mit Spannung erwarten, vermittelt er doch Maßstäbe echten Heldentums und den erneuten Beweis, daß das Lager des Sozialismus-Kommunismus über die besseren Soldaten und die stärkeren Bataillone verfügt.



Wie hieß denn DER?

Diesmal, liebe Filmfreunde, wollen wir Ihrem Erinnerungsvermögen etwas gründlicher auf den Zahn fühlen. Fast überflüssig ist es, noch zu erwähnen, daß es sich bei unserem März-Filmrätsel um „Fünf Patronenhülsen" handelte. Die meisten von Ihnen haben nämlich unsere Frage richtig beantwortet. Ja, heute wird's kniffliger, eine kleine Erleichterung aber wollen wir gewähren. Jene unter Ihnen, denen absolut nicht einfällt, wie der Film heißt, dem wir dieses Foto entnommen haben, mögen uns wenigstens den Namen der Schauspielerin und einen anderen Film nennen, in welchem sie mitwirkt. Vergessen Sie nicht Ihre Postkarte mit der richtigen Lösung und der Kennmarke (rechts unten) bis spätestens 25. April zur Post zu bringen. Auch diesmal würden wir uns freuen, wenn Sie der Redaktion in einigen Sätzen mitteilten, warum Ihnen dieser Film gut oder weniger gut gefallen hat.
Unter den Einsendern von richtigen Lösungen werden durch das Los drei Gewinner ermittelt.

SIE KÖNNEN GEWINNEN:

1. **1 Jahrgang Progreß-Filmprogramme 1961 in zwei Sammelmappen und das veröffentlichte Szenenfoto im Format 24 × 30 cm.**
2. **1 Progreß-Spielfilmkatalog, illustriert, Jahrgang 1961, und 10 Künstlerfotos.**
3. **25 Fotos bekannter Filmkünstler.**

Die Namen der Gewinner unseres März-Rätsels veröffentlichen wir im Mai-Heft.
Mit „Gut Film" Ihre „Armee-Rundschau"

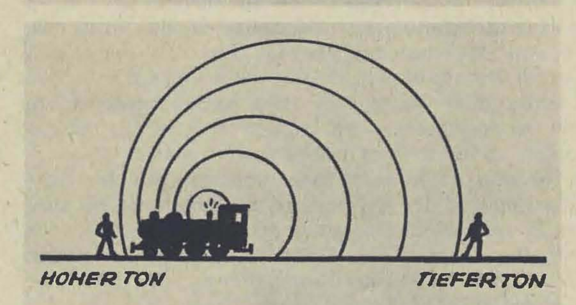
AR 4/1962

Wenn der Schall überholt wird

VON MAJOR OTTO



Die Luft muß auf der gewölbten Oberseite der Tragfläche eines herkömmlichen Motorflugzeuges in der gleichen Zeit einen längeren Weg zurücklegen, sie fließt dort gewissermaßen schneller und erreicht bereits im Unterschallbereich Schallgeschwindigkeit.



In Fahrtrichtung addiert sich die Schallgeschwindigkeit zur Fahrtgeschwindigkeit, der Pfeifton erscheint höher. Entgegen der Fahrtrichtung ist es umgekehrt.

„Ja, im letzten Jahr war allerhand los. Weltraumflüge, die Luftparade von Tuschino ... Übrigens, kannst du mir nicht sagen, womit dort die Flugzeuge den Salut ‚schossen'? Krachte es vielleicht deshalb, weil diese Flugzeuge die Schallmauer durchbrachen?"

Diese Frage meines Freundes gab unserem bisherigen Gespräch über allgemeine Zeitereignisse eine andere Richtung.

„Du bist schon auf dem richtigen Wege", sagte ich, „doch bevor wir uns mit der Schallmauer befassen, eine Frage an dich: Was weißt du vom Schall?"

„Schall sind hörbare Schwingungen, die sich mit einer Geschwindigkeit von 333 m/s ausbreiten. Ich stelle mir das so vor, daß die von einer Schallquelle angeregten Luftmoleküle andere anstoßen und so die Schallwelle entsteht."

„So ist es auch. Nur sei mit der Geschwindigkeit von 333 m/s vorsichtig. Die stimmt nur bedingt. Jedes Gas, jede Flüssigkeit und jeder feste Körper hat nämlich seine eigene Schallgeschwindigkeit, die zudem noch von der Temperatur abhängt. Wenn du von einer Schallgeschwindigkeit von 333 m/s sprichst, mußt du auch sagen: ‚in der Luft, bei etwa 5 °C'. Ist es wärmer, dann ist auch die Schallgeschwindigkeit größer, ist es kälter, dann ist sie geringer. Mit der Schallgeschwindigkeit hängt aber noch eine andere Erscheinung zusammen. Paß einmal auf. Wieviel Liter Luft bekommst du in einen Fußball hinein, der beispielsweise 4 Liter Rauminhalt hat?"

„Das kommt natürlich darauf an, wie stark ich ihn aufpumpe, wie sehr ich also die Luft komprimiere."

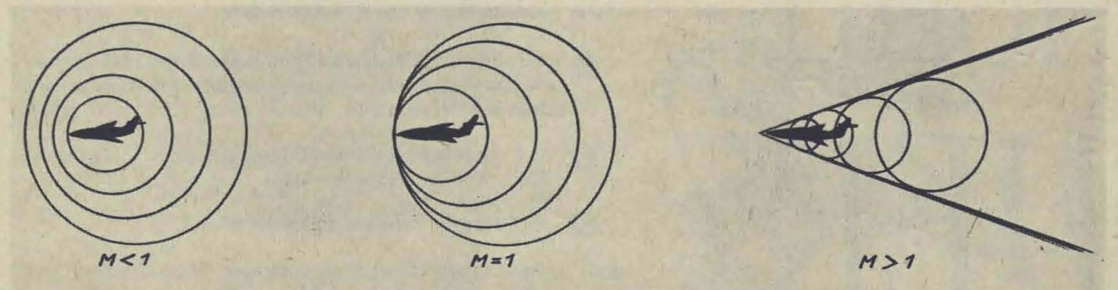
„Und Wasser?"

„Selbstverständlich nur 4 Liter. Das lernen doch schon die Kinder in der Schule, daß sich Wasser nicht zusammendrücken läßt."

„Dieser Unterschied zwischen Wasser und Luft verschwindet, wenn die Luft mit Schallgeschwindigkeit strömt oder ein Körper sich mit dieser Geschwindigkeit in der Luft bewegt. Bei Schallgeschwindigkeit läßt sich Luft nicht mehr zusammendrücken!"

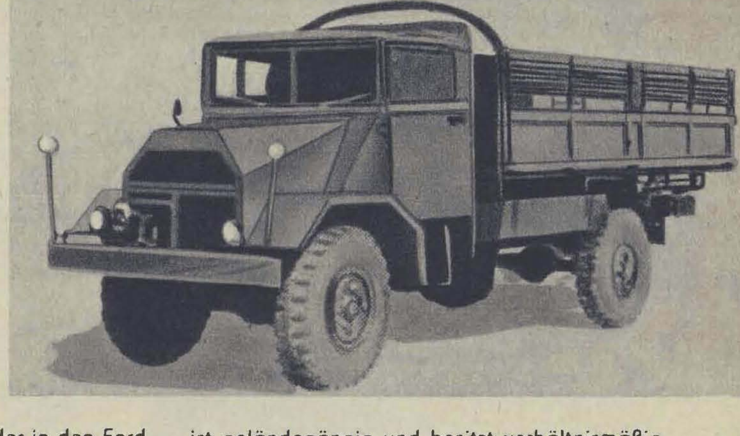
„Ich weiß, was du damit sagen willst", unterbrach mich mein Freund, „du meinst das Anwachsen des Luftwiderstandes bei zunehmender Geschwindigkeit."

(Fortsetzung auf Seite 51)



Von links nach rechts: Ausbreitung der Schallwellen bei Unterschallgeschwindigkeit, Schallgeschwindigkeit und Überschallgeschwindigkeit.

Ford G 398 SAM/LKW 3 t gl. Westdeutschland



Taktisch-technische Daten

Gefechtsgewicht	7,48 t
Länge	7250 mm
Breite	2440 mm
Höhe	2130 mm
Bodenfreiheit	320 mm
Kletterfähigkeit	400 mm
Steigfähigkeit	60°/₀
Watfähigkeit	1100 mm
Laderaumabmessung	4,25x2,25x0,6 m
Wendekreis	21,2 m
Höchstgeschwindigk.	80 km/h
Besatzung	1–2 Mann

Der westdeutsche LKW G 398, der in den Ford-Werken Köln-Niehl hergestellt wird, gehört zu den Fahrzeugen der 3-t-NATO-Klasse. Er ist in der Bonner Armee als Mannschafts- und Transportfahrzeug sowie für fast alle Aufgaben der Rückwärtigen Kommandos eingesetzt. Der LKW ist geländegängig und besitzt verhältnismäßig günstige Fahreigenschaften. Er hat einen Achtzylinder-Otto-Motor in V-Form. Das Fahrzeug entspricht nicht mehr den modernen Bautendenzen der Militärfahrzeuge. Das geht besonders die äußere Form an.

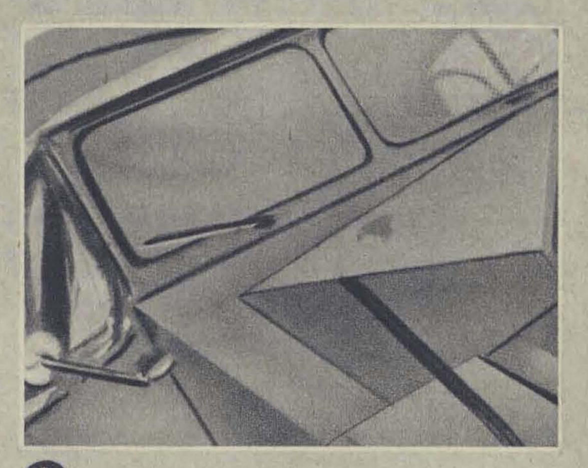
Bist du im Bilde?

Die ersten Prämien in Höhe von 50,– 20,– und 10,– DM sind bereits an die glücklichen Gewinner der 1. Folge unseres neuen Rätselspiels ausgezahlt worden, und die Mitspieler von Folge zwei warten gespannt darauf, auf wen das Los diesmal fiel. Unterdessen geht es munter weiter. Heute gilt es das Kraftfahrzeug Ford G 398 SAM/LKW auf den Bildausschnitten zu erkennen. Aufpassen! Nicht jeder hatte bei den vergangenen Aufgaben richtig hingesehen.
So, und nun wie stets: Schreibe die Lösung (Nr. des Bildausschnitts) auf eine Postkarte und sende diese bis zum 28. 4. 1962 (Datum des Poststempels) an die
Redaktion „Armee-Rundschau",
Berlin-Treptow, Postschließfach 7986
Kennwort: „Bist du im Bilde?"
Durch das Los werden unter den Einsendern mit richtiger Lösung drei Gewinner ermittelt, die 50,–, 20,– und 10,– DM als Preis erhalten.

Auflösung aus „AR" 2/1962

So war es richtig: Bild 3, 5 und 6 zeigten den amerikanischen Schützenpanzer M 113. Hier die Gewinner der 2. Folge:

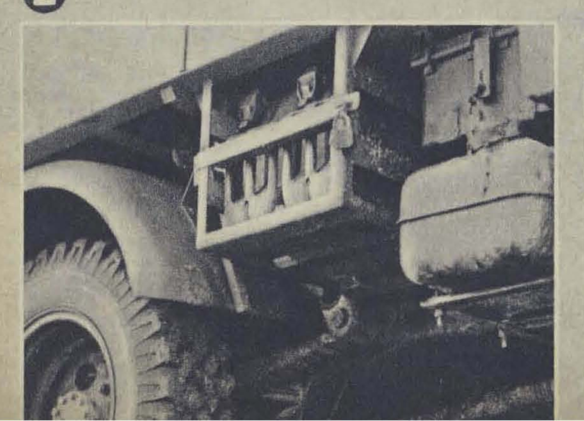
Günter Rauchfuß aus Stollberg-Mitteldorf	50,– DM
Gert Schwarzfeld aus Leuna/Merseburg	20,– DM
H. J. Marquardt aus Rostock	10,– DM



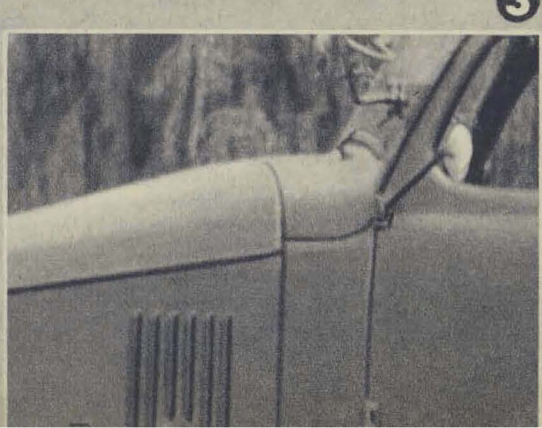
1

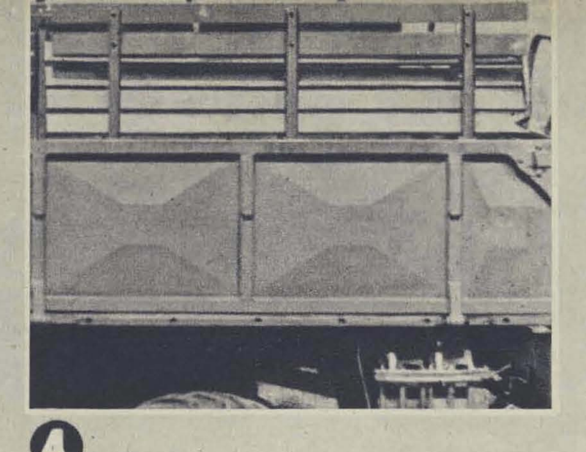


2

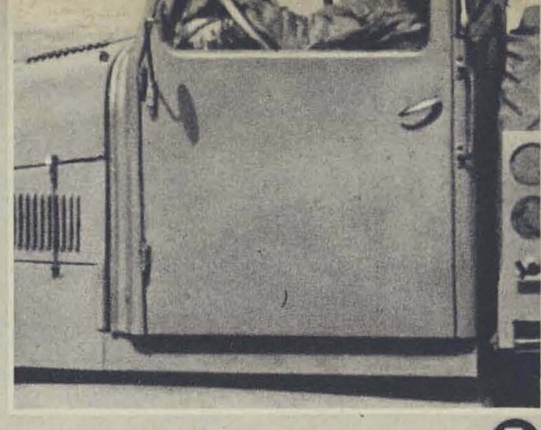


3

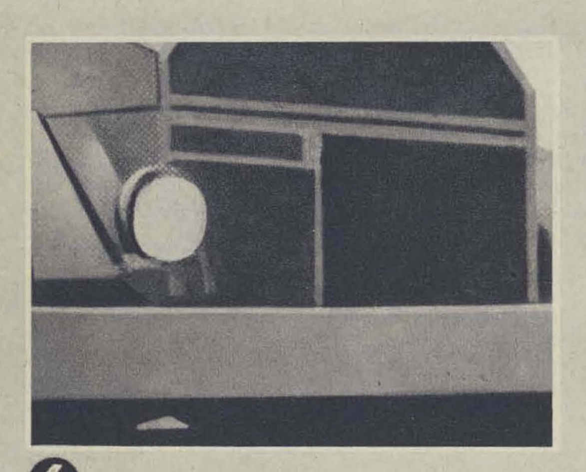




4



5



6



7

ARMEE-RUNDSCHAU 4/1962

TYPENBLATT

FAHRZEUGE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

LKW G-5
DDR

Taktisch-technische Daten

Gefechtsgewicht	8,3 t
Länge	7175 mm
Breite	2500 mm
Höhe	3000 mm mit Spriegel
	2600 mm ohne Spriegel
Bodenfreiheit	290 mm
Watfähigkeit	1050 mm
Nutzlast (Gelände)	3500 kg
Motor	Viertakt-Diesel-6-Zyl.
Achsen	3-Allradantrieb
Höchstgeschwindigkeit	60 km/h



Der G-5 ist ein geländegängiges Kraftfahrzeug unserer volkseigenen Fahrzeugindustrie, das als Transport- und Zugmittel eingesetzt ist. Mit entsprechenden Aufbauten versehen, stellt es ein vielseitiges Spezial-Kfz. dar (Werkstattwagen, Kranwagen, Tankwagen u. a.).

Wenn der Schall überholt wird

(Fortsetzung von Seite 48)

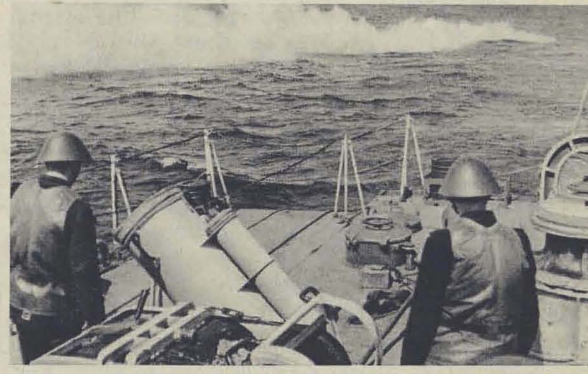
„Richtig, und deshalb entstand auch der Begriff Schallmauer. Früher, als alle Flugzeuge noch Kolbentriebwerke hatten, reichte deren Leistung in keinem Falle aus, diesen großen Luftwiderstand zu überwinden. Auch heute schafft es kein Flugzeug mit einem Kolbenmotor. Deshalb schien es zunächst so, als ob der Bereich der Schallgeschwindigkeit nicht zu überwinden sei. Für Flugzeuge mit Strahltriebwerken gibt es die Begriffe Schallmauer und Schallbarriere in diesem Sinne nicht mehr.
Diese Form des Luftwiderstandes tritt aber nicht erst auf, wenn das Flugzeug die Schallgeschwindigkeit erreicht hat. An bestimmten Stellen des Flugzeuges, beispielsweise an der Oberseite der Tragflächen, tritt die Überschallströmung schon früher auf. Bereits bei einer Fluggeschwindigkeit von 700 km/h entstehen dann an gewöhnlichen Motorflugzeugen Verdichtungsstöße, die anfangs nicht selten zu Abstürzen führten."
„Aber wann knallt es denn nun?" fragte ungeduldig mein Freund.
„Immer der Reihe nach. Hast du schon einmal aufmerksam einen vorüberfahrenden Zug beobachtet?"
„Was soll denn da zu sehen sein? Oder meinst du etwa, daß der Pfeifton einer Lokomotive, die sich dem Beobachter nähert, höher ist als der Pfeifton, wenn sich die Lokomotive vom Beobachter entfernt?"
„Genau das meine ich. Stimmt die Bewegungsrichtung der Schallquelle mit der Ausbreitungsrichtung der Schallwellen überein, so folgen diese dicht hintereinander, was den höheren Ton verursacht. Je größer also die Geschwindigkeit der Schallquelle, z. B. eines Flugzeuges ist, um so geringer wird der Abstand zwischen den Schallwellen, bis schließlich das Flugzeug die Schallwellen einholt und die sich überlagernden Schallwellen mitreißt. Dadurch entsteht die Kopfwelle – genau wie bei einem Geschoß. Diese überlagerten Schallwellen – sie nehmen die Form eines Kegels an, Machscher Kegel genannt – sind als Knall hörbar, wenn sie den Standort eines Beobachters schneiden. Dieser Knall ist also keine einmalige Erscheinung, sondern wandert so lange mit dem Flugzeug mit, wie dieses mit Überschallgeschwindigkeit fliegt."
„Jetzt wird mir auch noch etwas anderes klar. Überschallflugzeuge haben demnach nicht deshalb einen langen spitzen Bug, um die ‚Schallmauer' zu ‚durchbohren', sondern um diesen Machschen Kegel so weit wie möglich nach vorn zu verlagern, damit sich das gesamte Flugzeug auch bei Maximalgeschwindigkeit innerhalb des Kegels befindet und dieser nicht etwa mit den Tragflächen usw. in Berührung kommt. Auf alle Fälle ist mir jetzt vieles klarer geworden. Was ich über die Schallgeschwindigkeit wissen wollte, weiß ich jetzt, und das nächste Mal unterhalten wir uns näher über die Hitzebarriere, abgemacht?"

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 x 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2

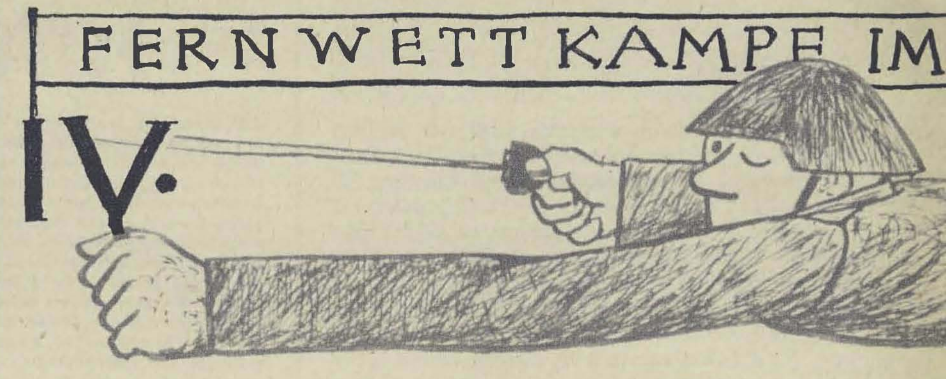


3

Das FOTO für Sie 4/1962	BILD 1	BILD 2	BILD 3

Nanu, wer schießt denn da?





„Möchte ich auch gern wissen", brummelte Soldat Lumich in seinen leider noch nicht vorhandenen Bart, als er es am Sonntagvormittag plötzlich vom KK-Stand her knallen hörte. „Sonntag ist Feiertag", moserte er, „und den Feiertag soll man heiligen!"

Sprach's, drehte sich um und zeigte dem hübschen AR-Mädchen, das er sich gerade zuvor auf den Nachtschrank gestellt hatte, sein weiß unter der Bettdecke hervorlugendes Hinterteil.

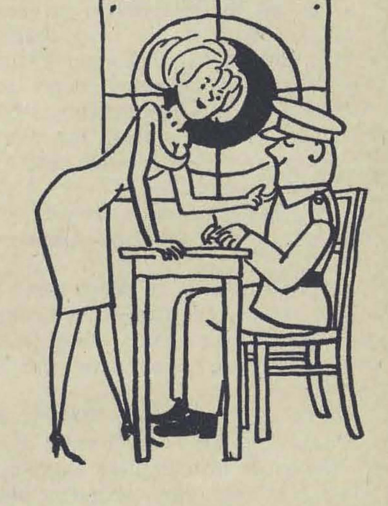
Ob dieser unverdienten Mißachtung verhüllte das AR-Mädchen empört sein sinneverwirrendes Dekolleté, streifte einen wärmenden Jumper über und machte sich auf den Weg zu jenem Ort, wo die Knallerei herkam.

„Schließlich bin ich knallig genug, um mich dort sehen lassen zu können", meinte es schnippisch und warf dem schnarchenden Lumich einen verächtlichen Blick zu.

Als es mit tänzelnd-verführerischem Gang an die Ablauflinie kam, geriet es ausgerechnet an den Soldaten Fix, welcher hier den Sportorganisator macht.

„Obwohl ich die eventuelle Vermutung Ihrerseits, zu den sogenannten oder auch ‚Bilderstürmern' zu gehören, weit von mir





weise, muß ich Sie, mein verehrtes Fräulein, dennoch bitten, ein wenig beiseite zu treten. Schließlich müßten wir uns ewige Vorwürfe machen, wenn Sie hier zu Schaden kämen."

Geschmeichelt lächelte das AR-Mädchen. Doch da es, wie alle weiblichen Wesen, fürchterlich neugierig war, begann es zu fragen.

„Ach, bitte, Genosse Sportsmann, wofür schießen Sie denn hier?"

Fix war einigermaßen perplex, als er das hörte. „Ja, ich denke, Sie sind ein AR-Mädchen?" Fragend schaute er auf ihre kirschroten Lippen: „Da müßten Sie doch wissen, daß vom 1. bis 31. Mai überall in der Armee der IV. Fernwettkampf der ‚Armee-Rundschau' im Sportschießen läuft!"

„Oh — entschuldigen Sie, bitte, aber ich bin doch das Faschingskind aus dem Februarheft!" stammelte die Kleine etwas verlegen. „Und da stand noch nichts drin von diesem Fernwettkampf."

„Gut, dann werde ich's Ihnen erklären", entgegnete Fix charmant.



„Das wäre sehr nett", antwortete das AR-Mädchen und rückte auf Tuchfühlung an Fix heran.
Der aber blieb standhaft und erzählte: „Das Wettkampfprogramm umfaßt dreimal fünf Schuß in den Anschlagsarten liegend, kniend und stehend freihändig auf 50 m Entfernung. Geschossen wird auf die internationale Kleinkaliber-Scheibe (16/11 cm). Als Waffe ist, wie Sie hier sehen, das KK-Gewehr 110 vorgeschrieben. Deshalb nämlich, weil es der am weitesten verbreitete Typ in allen Einheiten . . ."
„. . . und ich – bin ich Ihr Typ?" unterbrach ihn das AR-Mädchen, wobei es Fix aus den Augenwinkeln verschmitzt ansah.
Aber Fix ließ sich nicht stören.
„Um eine reale Wertung vornehmen zu können", dozierte er weiter, „wurde folgende Klasseneinteilung geschaffen: Die Teilnehmer aus den Truppenteilen werden in der Klasse A, die aus den Offiziersschulen in der Klasse B gewertet. Weiterhin muß gesagt werden, daß es eine Einzel- und eine Mannschaftswertung gibt. Zur Mannschaft einer Sportgruppe gehören . . ."
„Zwei, vier, sechs, acht – fünfzehn Genossen, nicht wahr?" gab das AR-Mädchen das Ergebnis seiner Zählaktion der beim Schießstand Versammelten bekannt.
„So ist es!" bestätigte Fix. „Außerdem gibt es aber noch eine ASG-Mannschaft. Sie umfaßt 50 Genossen. Allerdings wird diese Mannschaft nicht zusätzlich zu den der Sportgruppen gebildet, sondern stellt die Summe der fünfzig besten Schützen aus den Vertretungen der Sportgruppen dar."
„Schau! – – – ‚Schau, schau, Bambino', wollte ich sagen", plapperte das AR-Mädchen und zog sich angesichts der wärmenden Sonnenstrahlen, die soeben durchgebrochen waren, seinen Jumper aus, wodurch wiederum sein Dekolleté vorteilhaft zur Geltung kam.
„Ich melde . . ."
„Achtung – scharfe Kurve!" rief daraufhin ein zufällig vorbeischlendernder Kraftfahrer, womit er Fix in starke Verlegenheit brachte.
„Quatsch nicht kariert!" fauchte Fix ihm hinterher, um sich dann wieder dem AR-Mädchen zuzuwenden.
„Ich meine – also, ich als Sportorganisator melde die Ergebnisse des Fernwettkampfes dem Offizier für Körperertüchtigung und Sport, der alle Resultate der ASG zusammenfaßt und sie unserem zuständigen Bezirkssekretariat der ASV Vorwärts übergibt. Daraus werden dann später bei der ‚Armee-Rundschau' die Sieger ermittelt, für die zwei Wanderpokale, eine Menge Prämien, Ehrenpreise und Urkunden bereit liegen. Aber das steht alles viel besser und viel genauer in dem Flugblatt ‚Feuer frei!', welches in jeder Armeesportgemeinschaft vorhanden ist."

Mit einem artigen Knicks bedankte sich das AR-Mädchen bei dem Soldaten Fix. – „Bloß eins", schmollte es, „haben Sie mir immer noch nicht gesagt! – Bin ich nun Ihr Typ oder nicht?"
Hilfesuchend sah sich Fix um und entdeckte dabei den Soldaten Pfiffig, der die kokette Frage des AR-Mädchens gleichfalls vernommen hatte.
„Mein verehrtes Fräulein", sprach Pfiffig, „wenn Sie es vermögen, den Soldaten Lumich, auf dessen Nachtschrank Sie gestanden haben, aus dem Bett zu treiben, so daß er hierher kommt und den IV. Fernwettkampf der ‚Armee-Rundschau' mitschießt – dann sind Sie der richtige Typ für uns!"

Holla – wie da das AR-Mädchen behenden Schrittes in die Unterkunft trippelte!
Mit einem Klaps aufs Hinterteil jagte es Lumich aus dem warmen Bett, fesselte ihn mit bunten Papierschlangen, zog ihn geradenwegs zum KK-Stand und war nicht eher nett zu ihm, bis er seine dreimal fünf Schuß ins Schwarze gebracht hatte.

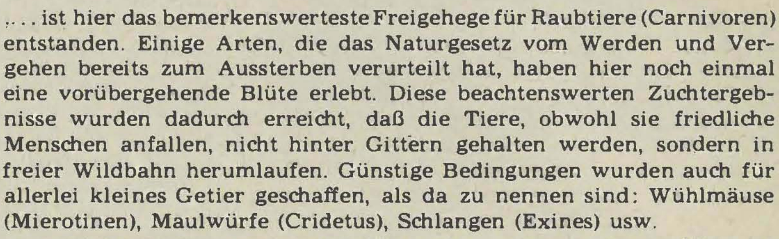
Was den Soldaten Fix zu der ein wenig hämischen Bemerkung veranlaßte: „Siehste, Lumich, AR-Mädchen können auch s o sein!"



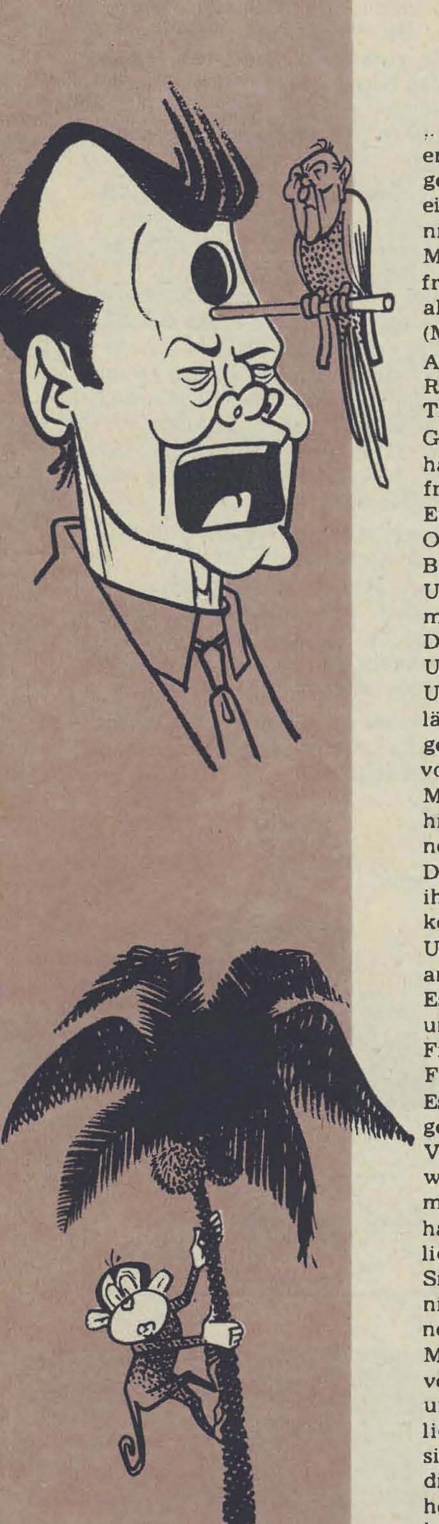
Illustrationen: Paul Klimpke

(Keineswegs sinnliche, sondern ganz sachliche Nachbemerkung: Das Flugblatt „Feuer frei!" mit der genauen Ausschreibung des IV. Fernwettkampfes im Sportschießen ist in allen Armeesportgemeinschaften erhältlich. AR-Mädchen dagegen nur in der „Armee-Rundschau"!)

Aus einem Vortrag von Professor Dr. honoris causa Botage, Leiter der wissenschaftlichen Hauptabteilung des Wildparks Westberlin



Ein Platz für wilde Tiere!



. . . ist hier das bemerkenswerteste Freigehege für Raubtiere (Carnivoren) entstanden. Einige Arten, die das Naturgesetz vom Werden und Vergehen bereits zum Aussterben verurteilt hat, haben hier noch einmal eine vorübergehende Blüte erlebt. Diese beachtenswerten Zuchtergebnisse wurden dadurch erreicht, daß die Tiere, obwohl sie friedliche Menschen anfallen, nicht hinter Gittern gehalten werden, sondern in freier Wildbahn herumlaufen. Günstige Bedingungen wurden auch für allerlei kleines Getier geschaffen, als da zu nennen sind: Wühlmäuse (Mierotinen), Maulwürfe (Cridetus), Schlangen (Exines) usw.

Auch Wild gibt es in großer Zahl. Hier sei vor allem das Freiwild, meist Rotwild (Cervus elaphus), genannt, auf das in ständig steigender Zahl Treibjagden veranstaltet werden.

Großen Anteil an dieser erstaunlichen Entwicklung der letzten Jahre hat der Direktor, Herr Willi Frahm, der ein großer Tier- und Pflanzenfreund ist. Als er auf einer Versammlung zu dem Thema „Macht ganz Europa zu einem Freigehege der ‚Neuen Abendländischen Tierschutz-Organisation (NATO)‘“ sprach, sagte ein Kanarienvogelzüchter voller Bewegung: „Der hat auch einen Vogel!“

Unter den Gewächsen sind es Vergißmeinnicht (Nyosetis) und Löwenmaul (Antirrhinum), die er vor allem liebt, er, unser verehrter Direktor. Dieses Westberliner Löwenmaul ist aber trotz aller Zuchtversuche ein Unkraut geblieben, eine Blüte, die in der Welt nicht sehr beliebt ist.

Um eine Veränderung des Klimas zu erreichen, hat die „Neue Abendländische Tierschutz-Organisation“ hier bereits vor Jahren einen Brandt gelegt und gehalten. In dem derart erhitzten Klima ist es in der Gegend von Schöneberg auch tatsächlich gelungen, Palmen (Palmae) aufzuziehen. Mitte August des Vorjahres konnte erstmals eine ganze Anzahl Leute hinaufklettern. (Wie selbst TASS zugeben muß, werden es in dieser neuen Sportart die Westberliner Spitzenkräfte noch weit bringen.)

Diese Bäume vermehren sich übrigens so rasch, daß bereits viele von ihnen gefällt werden mußten. Man hat davon so viel Straßen bauen können, daß man in Schöneberg heute nur noch auf Holzwegen geht.

Unser einmaliger Naturschutzpark wurde seinerzeit in der Hoffnung angelegt, eines Tages auch die Umgebung darin einbeziehen zu können. Es wurde auch bereits manch Fischzug zur Mecklenburger Seenplatte und anderswohin unternommen, wobei die Netze nicht nur nach kleinen Fischen ausgeworfen wurden. Seit einigen Monaten haben sich für dieses Fischen im trüben leider unüberwindbare Hindernisse ergeben.

Es zeigen sich überhaupt einige merkwürdige zoologische Veränderungen. Sie sind besonders unter Tieren mit feinem Instinkt, z. B. unter Vögeln zu bemerken. Die lockeren Vögel haben in jüngster Zeit ungewöhnlich viel Federn gelassen, und viele von ihnen flattern nur noch mit hängendem Kopf umher. Andere Arten, von denen man bisher behauptete, daß sie angestammt und seßhaft seien, entpuppten sich plötzlich als Zugvögel. Erstaunlich vermehrten sich andererseits die Kuckucks. Sie haben sich mit Vorliebe unter den Dächern von Grenzkinos eingenistet. Fachleute werten all diese Veränderungen als Vorboten einer erneuten Klimaänderung, nämlich einer bevorstehenden Abkühlung.

Mit Recht kann man sagen, unser Wildpark ist nicht nur für Biologen von Interesse, sondern geht alle an, denen die Natur und das Leben lieb und teuer sind. Übrigens ist der Direktor, Herr Frahm, höchst persönlich bereit, allen Besuchern auf das gastfreundlichste behilflich zu sein, sich ein Bild zu verschaffen. Bekanntlich ist der Bär das Wappentier dieser Stadt. Es ist deshalb ein schöner Beweis dafür, daß wir jeden hohen Gast mit höchsten Ehren empfangen, wenn ein bedeutender afrikanischer Politiker nach einem Empfang durch den Herrn Direktor sagen konnte: „Er hat mir einen Bären aufgebunden.“ *-th*



„Wird Zeit, daß ich von dem befreit werde!“



Rechter SPD-Führer: „Bei Muttern ist es doch am besten!“

„Noch näher! Ich will dir mal das Geheimnis des Wirtschaftswunders ins Ohr flüstern!“

SATIRISCHES

ZEICHNUNGEN: KLAUS ARNDT



„Deine Stacheln sind doch nicht zur Verteidigung. Also bist du auch kein richtiger Igel, sondern höchstens ein Schweinigel!“



MANFRED WALTHER

Der unerwartete Brief

Marlies Waagemeier harkte verdrossen das Laub zusammen. das noch vom Herbst her den kleinen Vorgarten überdeckt hatte. Die paar Schneeglöckchen, die verstohlen ihre Köpfe durch die vergilbten Blätter steckten, konnten Marlies nicht erfreuen. Er hatte geschrieben, daß er eventuell doch noch ein halbes Jahr Dienstzeit dranhängen wolle. „Eine Schuftigkeit von ihm“, murmelte sie vor sich hin, „wenn nur keine andere dahintersteckt. Schließlich hat er erst versprochen, heimzukommen! Na, ich werde ihm einen Brief schreiben, der sich gewaschen hat. Entweder — oder!! Es hat lange genug gedauert!“
„Du studierst wohl an einer Rolle? Die DEFA braucht noch junge Talente“, zwitscherte eine helle Stimme am Gartenzaun. Marlies fuhr erschrocken herum.
„Mein Gott, Helga, hast du mich aber erschreckt!“
„Na, dein ‚Mann‘ ist wohl noch nicht wieder im Lande gewesen?“ fragte Helga mit spöttischer Stimme. „Mir könnte das nicht passieren. Ist der Bräutigam erst mal in die weite Welt hinausgeflogen, weiß man nie, ob er das Nest wiederfindet.“
Marlies zerbiß eine spitze Antwort auf der Zunge. Sie erkundigte sich statt dessen, was Helga vorhabe, weil sie so aufgeputzt sei.
„Schwofen geh' ich, was kann's denn anders sein“, entgegnete Helga burschikos. „Du kannst dir natürlich so etwas nicht erlauben. Bleib' nur hübsch zu Hause und warte auf deinen Feldwebel. So bringst du die besten Jahre schnell hinter dich.“
Marlies geriet in stille Wut. Das fehlte ihr gerade noch, daß diese Gans ihr Vorschriften machte, aber hatte Helga nicht recht? Wenn Jobst auf sie keine Rücksicht nahm, warum sollte sie es immer tun?! Trotzig warf Marlies den Kopf in den Nacken. „Komm rein. Ich ziehe mich nur schnell um und gehe mit!“ rief sie im Aufwallen eines plötzlichen Entschlusses. Beim Umziehen bereute sie. Aber nun war es zu spät. Sie wurde erst froher, als sie die flotten Rhythmen hörte. Und doch war es ihr ungewohnt, ohne den Verlobten auszugehen. Auch fühlte sie sich zurückgesetzt. Die anderen Mädchen hatten ihre Bekannten, die sie zum Tanz holten und auch nach Hause brachten. „Darf ich bitten, Fräulein?“ Überrascht blickte sie auf. Ein Unteroffizier der Nationalen Volksarmee lächelte liebenswürdig auf sie herab. Marlies erhob sich verwirrt. Ausgerechnet ein Armeeangehöriger — so ein Hohn, überlegte sie.
Er tanzte wunderbar. „Ein schönes Paar“, hörten sie zwei ältere Frauen sagen, als sie an einem Tisch vorübertanzten. Ihr Lachen brachte sie einander näher. Er fragte, ob er an ihrem Tische Platz nehmen dürfe. Unbekannt in der Stadt, freue er sich, ein paar Stunden in netter Unterhaltung verbringen zu können. Sie machten sich bekannt und kamen in ein angeregtes Gespräch, das sie nur ab und zu durch einen Tanz unterbrachen.
Als sie später die Spitzenhandschuhe von den Fingern streifte, bemerkte er, daß sie verlobt war.
„Nanu — Sie sind verlobt?“ fragte er verdutzt.
„Mit einem Feldwebel der NVA!“ erwiderte sie.
„Und da gehen Sie allein aus?“ schulmeisterte er mit einem vergnügten Augenzwinkern.
„Ich tue das sonst nicht, aber heute war es mir egal. Am besten wäre es, er käme bald ganz nach Haus. Der Dienst und dann wieder einmal Urlaubssperre und dann eine Übung, alles hat unser Staat eingeplant — nur eins nicht: unsere Liebe!“ erwiderte sie gallig.
„Sie sollten nicht so über uns sprechen.“ Der Unteroffizier legte begütigend seine Hand auf die ihre. „Man darf nicht nur an sich denken. Ich bin auch schon zweieinhalb Jahre bei der Fahne und hatte mir fest vorgenommen, dieses Jahr — das war schon im Vorjahr — ist Schluß.“
„Also, hat man Sie auch überredet, noch zu blei-

ben? Mein Verlobter ist schon im vierten Dienstjahr."
Der Unteroffizier drehte den Stiel seines Weinglases. „Was heißt überredet, Fräulein Marlies? Man weiß ja selbst am besten, wie es ist. Ich bin zum Beispiel Funker. Sie sehen es ja an meinen Litzen. Wenn ich nach Hause gehe, fehlt einfach einer im Funktrupp. Einverstanden, ich habe mir einen Kameraden nachgezogen. Er könnte es ebenso gut wie ich, aber dann fehlt wieder einer, der i h n ersetzt. Das ist so bei uns, bei den Kanonieren oder Tankisten, ja sogar bei den Mot.-Schützen. Und die Neuen brauchen Hilfe, bis sie soweit sind wie wir Alten."
„Wo es doch jetzt die allgemeine Wehrpflicht gibt?"
„Denken Sie doch einmal an irgendeinen Betrieb. Wieviel Lehrlinge braucht er und wieviel werden jedes Jahr neu eingestellt. Doch was würde aus ihnen werden, wenn es keine Meister gäbe. Wissen Sie, so alte Hasen, die etwas von ihrem Handwerk verstehen und tausend großartige Kniffe wissen, solche Meister werden gebraucht, und solche sind auch wir, Ihr Freund und auch ich."
Marlies sann nach. Von seiner Warte aus hatte er nicht unrecht. „Solche Gedanken hat mein Verlobter noch nicht ausgesprochen, ich dachte schon, es steckt etwas anderes dahinter. Man muß damit erst fertig werden", meinte sie nachdenklich.
„Wollen wir tanzen?" fragte Dieter. Sie schmiegte sich fester an ihn. Irgendwie hatte er ihr Kraft gegeben. „Nun sind Sie traurig und denken nur an Ihren Verlobten", sagte Dieter.
Sie schüttelte leicht den Kopf. „Warum kann es nicht immer so schön sein?" sagte sie wehmütig.
Dieter schob sie ein wenig von sich fort, um ihr Gesicht zu sehen. „Das liegt an Ihnen, Fräulein Marlies. Am schönsten ist es, wenn man sich mit jemanden gut versteht und sich gegenseitig Mut macht. Ich an Ihrer Stelle würde recht bald Ihrem Verlobten schreiben, daß Sie ein tapferes Mädchen sind." Sie nickte zaghaft.
„Na, sehen Sie", lobte er, als sie wieder lächelte.

*

„Panzer marsch!" Hoyer ließ den Motor aufbrüllen. Der Kampfwagen mit den großen weißen Zahlen „102" am Turm schob sich vorwärts. Die Panzerkompanie fuhr zum „Angriff". Im Schutz eines Höhenzuges, der sich in der Morgendämmerung deutlich vom Horizont abhob, entfaltete sie sich zur Gefechtsordnung. Feldwebel Jobst Marbach, der Kommandant der „102", befahl nach links auszuscheren und die Geschwindigkeit zu erhöhen. Weiter links schob sich die „103" nach vorn. Breit auseinandergezogen überwand die Kompanie die Höhe.
„Halbrechts — gegnerische Pak!" rief Horst, der Richtschütze, über Sprechfunk. Marbach ließ das Ziel aufnehmen. „Ziel erfaßt!" meldete Horst.
„Feuer aus kurzem Halt!" befahl der Kommandant. Martin Hoyer trat die Kupplung durch und zog die Knüppel nach hinten. Der Panzer hielt. Gleichzeitig schoß die Kampfwagenkanone. Martin fuhr wieder an. Das MG begann zu hämmern — Horst bekämpfte in Feuerstößen die Scheiben, die den wiederaufgetauchten Gegner darstellten. Feldwebel Marbach freute sich. Zwei volle Jahre hatte es gedauert, bevor dieses Kampfkollektiv so aufeinander eingespielt war wie jetzt. Der Kompaniechef meldete sich über Funk: „Einlage für die ‚102'! Fahrer schwer verwundet! Melden Sie Ihren Entschluß!" Das war zu erwarten, daß der „Alte" allerlei Überraschungen bereithält! „Richtschütze übernimmt die Lenkung des Kampfwagens", übermittelte Marbach seinen Entschluß. Es war die beste Lösung. Marbach wandte sich an seine Besatzung: „Fahrer fällt aus — Richtschütze übernimmt den Panzer!"
Gehorsam nahm Martin die Füße vom Gaspedal und stellte sich „tot". Horst mußte alle Kräfte anspannen, um Martin vom Platz zu ziehen. Dann zwängte er sich über ihn hinweg und trieb den Panzer vorwärts — den anderen hinterher.
Nach dem „Gefecht" schmeckte das Essen ausgezeichnet. Außerdem hatten die Essenholer Post mitgebracht. Feldwebel Marbach löffelte mechanisch die Erbssuppe hinunter. Es ärgerte ihn, daß seine Marlies wieder nicht geschrieben hatte. Ein Läufer trat heran: „Genosse Feldwebel! Sie möchten um 13 Uhr zum Kompaniechef kommen."
„Gut, ich komme", antwortete der Panzerkommandant. Sicher wollte ihn der Kompaniechef wegen seiner Weiterverpflichtung sprechen. ‚Diesmal muß ich dich enttäuschen, mein Lieber!' dachte Marbach. ‚Schließlich diene ich jetzt bereits das zweite Jahr über meine Dienstzeit hinaus.' Er stellte das Kochgeschirr beiseite und verließ gedankenversunken die Gefechtsunterkunft. Es zog ihn zu seinem „Dicken", wie er „seinen" Panzer nannte. „Nun heißt es bald Abschied nehmen, Dicker", sprach er mit halblauter, ein wenig sentimentaler Stimme. „Ach, ja, du weißt ja noch gar nicht, daß ich jetzt zum Kompaniechef gehe. Er


Illustrationen: Rudolf Grapentin

wird mir sagen: ‚Nun, Genosse Feldwebel, ich hätte es gern, wenn Sie noch ein Jahr bei uns bleiben würden. Wir brauchen Unterführer wie Sie, die gute Spezialisten sind und geschickt und verantwortungsbewußt mit den Genossen und der Technik umgehen können.‘ Das stimmt sogar, nicht wahr, Dicker, du müßtest es ja eigentlich am besten wissen, wie sorgsam wir dich gewartet haben.“
Der Panzer mit seiner stählernen Haut gab keine Antwort. „‚Ich denke mir, Genosse Feldwebel‘, wird der ‚Alte‘ sagen, ‚bei Ihnen brauche ich nicht viel Worte zu verlieren. Wir kennen uns lange genug, und Sie wissen, worum es geht.‘ Dann werde ich antworten: ‚Tut mir leid, Genosse Oberleutnant. Aber ein weiteres Jahr möchte ich nicht mehr mitmachen.‘ ‚Hoho‘, wird der Kompaniechef sagen, ‚das hätte ich aber von Ihnen nicht erwartet.‘ ‚Genosse Oberleutnant‘, werde ich sagen, ‚ich möchte nun endlich richtig heiraten, nämlich ein Mädchen, dem ich vor vier Jahren versprochen hatte, nur mal schnell zwei Jahre lang meine Ehrenpflicht zu erfüllen.‘ Du sagst nichts, Dicker? Nicht mal ordentliche Gefühle hast du in deinem eisernen Eingeweide. Sonst könntest wenigstens du mich verstehen. Sei nur mal jahrelang getrennt von deinem Mädchen. Man ist verlobt und wartet immer auf den nächsten Urlaub. Deshalb sollte man heiraten. Das wäre doch ein Grund, den der ‚Alte‘ verstehen müßte, nicht wahr? Und sicherlich würde ich auch meiner Marlies eine Freude machen, sie ist ohnehin deswegen sicherlich verstimmt.“
Marbach überlegte. Ja, so ähnlich könnte er vor dem Kompaniechef argumentieren. „Und was soll aus dir werden, he? Wer soll dich denn nun kommandieren? Na, laß gut sein, Dicker, so leicht fällt es mir ja auch nicht, auszuscheiden, da haben wir gemeinsam zu viel Schönes erlebt. Ich würde es mir ja eventuell noch einmal überlegen – aber schließlich muß die Liebe auch zu ihrem Recht kommen!“
Marbach sah auf die Uhr. Es war höchste Zeit, daß er zu dem Kompaniechef ging.
Oberleutnant Fischer, ein untersetzter, dunkelhaariger Offizier, saß am Ofen, als sich Feldwebel Marbach meldete. Er hatte die Kombijacke geöffnet und warf Holz in die Glut. Mit einer Handbewegung wies er auf einen der Faltschemel, die im Zelt standen. Marbach nahm erwartungsvoll Platz.
„Können Sie sich denken, warum ich Sie hergebeten habe?“ Marbach, der zu Boden starrte, hob den Kopf und sah in die braunen, forschenden Augen seines Vorgesetzten. „Jawohl, Genosse Oberleutnant.“
„Dann sind Sie auf das Gespräch vorbereitet.“
Feldwebel Marbach nickte.
„Sehen Sie, Genosse Feldwebel“, sprach der Offizier, „vor zwei Jahren haben wir uns das erste Mal über Ihre Weiterverpflichtung unterhalten. Seitdem hat sich manches geändert. Unsere Verteidigungsbereitschaft hat sich beträchtlich erhöht und unsere Republik ist gut vorangekommen. Aber wir würden uns freuen, wenn Sie noch ein weiteres Jahr bei uns bleiben würden. Ich möchte Sie aus zwei Gründen heraus gern behalten. Die Drohungen unseres Klassengegners zwingen uns, im Hinblick auf die Einsatzbereitschaft die Kampfkollektive nicht zu zerreißen. In Ihrer Besatzung sind Sie der einzigste, dessen Dienstzeit abläuft. Und zum anderen brauchen wir für die Ausbildung der Neuen im Zuge der Wehrpflicht solche Spezialisten wie Sie.“
Feldwebel Marbach senkte den Blick. „Genosse Oberleutnant“, sprach er und versuchte seiner Stimme Festigkeit zu geben, „ich bin wirklich gerne Soldat, in dieser Kompanie fühle ich mich recht wohl, aber ... ich möchte heim. Ich habe eine Braut. Zu Weihnachten wollen wir heiraten.“
Der Ofen blubberte leise vor sich hin. Es war Stille im Zelt. „Nun gut, Genosse Marbach“, erwiderte der Offizier, „ich kann Ihr Mädchen verstehen, obwohl – heiraten ist kein Grund, aus der Volksarmee auszuscheiden. Auch meine Frau und die Kinder müssen auf manches Zusammensein mit mir verzichten. Sie beklagen sich nicht. Im Gegenteil, sie machen mir den Dienst leicht.“ Er war aufgestanden. „Vielleicht kommen Sie auch mit Ihrer Braut ins Reine. Wenn ich helfen kann – ein Brief an sie oder eine Aussprache mit ihr – ich tu's gern.“
Marbach winkte ab. „Das hätte bestimmt keinen Zweck. Ich kenne meine Verlobte!“
Oberleutnant Fischer konnte ein Lächeln nicht unterdrücken: „Sind Sie dessen so sicher?!“ Feldwebel Marbach schaute erstaunt hoch. In der Stimme des Vorgesetzten klang so ein seltsamer Spott mit.
„Na ja, Frauen sind nicht so leicht durchschaubar, aber ich glaube schon, daß ich meine Marlies kenne!“
„Und ich behaupte das Gegenteil! Hier, lesen Sie.“ Oberleutnant Fischer lächelte verschmitzt und griff nach einem Brief, der hinter ihm auf dem Tisch gelegen hatte. Marbach gingen fast die Augen über. Marlies Schrift! Und an Oberleutnant Fischer adressiert? Was hatte das zu bedeuten?
„Haben Sie an sie geschrieben, vorher?“ fragte er leise.
„Keine Spur! Der kam mir völlig aus heiterem Himmel auf den Tisch geflattert. Aber lesen Sie erst einmal. Sie kanzelt uns beide recht schön ab!“
Marbach überflog aufgeregt die Zeilen. „... hört man nur allgemeine Phrasen, wie ‚ist doch nötig‘ oder ‚die Lage erfordert es‘, aber mal den Angehörigen sagen, was es bedeutet, wenn der oder der ausscheidet, auf den Gedanken kommt niemand, weder der eigene Verlobte noch einer der lieben Vorgesetzten ... muß erst ein wildfremder Genosse einem die Augen öffnen ... will natürlich das halbe Jahr noch warten, aber ich will auch wissen, weshalb gerade mein Verlobter jetzt nicht abkömmlich ist ...“
Feldwebel Marbach hob den Kopf, starrte sekundenlang auf den Vorgesetzten, der schaute auf ihn, und wie auf Kommando lachten sie plötzlich beide auf. Auf ihren Gesichtern stand Freude. „Na, da hat ja mein Dicker Glück gehabt“, sagte Feldwebel Marbach und schlug in die dargebotene Rechte des Vorgesetzten.


Ich ging zum Wald, da sah ich sie
und konnte nur noch stammeln:
„Ich hab' Befehl der Kompanie
zum Borkenkäfersammeln!"
-ika-

Das verschwundene Schmalz

VON JAROSLAV HASEK

Eine äußerst unangenehme Sache ereignete sich in der Küche des Kaschauer Regiments: 5 Kilogramm Schmalz, die der Offiziersküche gehörten, verschwanden spurlos. Ich wiederhole: 5 Kilogramm Schmalz! Eine solche Menge Schmalz hatte die Mannschaftsküche in der ganzen Zeit ihres Bestehens nicht gesehen. Die reichen eine Woche lang für die Suppe des ganzen Regiments.

Die Sache war, wie gesagt, äußerst unangenehm. Als der Koch der Offiziersküche zum Kessel der Mannschaft gegangen war, um sich dort ein Stück Fleisch abzuschneiden, hatte er die 5 Kilogramm Schmalz, mit denen er die Pfannkuchen für die Herren Offiziere herausbacken wollte, auf ein Fleischbrett gelegt, das auf dem Kessel mit der Mannschaftssuppe lag. Und als er kurz darauf das Schmalz holen wollte, war es weg. Sofort ging er zum diensthabenden Offizier, um ihm den Verlust zu melden. Der ließ ihn auf der Stelle einsperren.

Dann wanderte ein Gehilfe des Kochs, von dem es hieß, er sei sehr naschhaft, ebenfalls in den Arrest.

Zufälligerweise war auch Korporal Klúcka zu dieser Zeit in der Küche gewesen. Auch er wurde eingesperrt.

Die Nachforschungen gingen weiter. 5 Kilogramm Schmalz, die für die Offiziersküche bestimmt sind, dürfen doch nicht einfach spurlos verschwinden! „Psiakrew!" brüllte der diensthabende Offizier. „Ich lasse das ganze Regiment einsperren und allen den Magen auspumpen!"

Ein Feldwebel glaubte sich zu erinnern, daß sich ein Ruthene namens Omagulko einmal beim Rapport über die schlechte Suppe beschwert hatte. An diesem Tage war nun Omagulko gesehen worden, wie er verdächtigerweise um die Küche schlich, in der das Schmalz verschwand. Da hätten wir ja den Vogel, der staatseigenes Schmalz frißt, sagte der Feldwebel zu sich und ging zum diensthabenden Offizier: „Melde gehorsamst, aller Wahrscheinlichkeit nach hat der Soldat Omagulko das Schmalz gegessen, denn er ist ein Rebellant."

„Psiakrew!" sagte der Offizier, als ihm Omagulko vorgeführt wurde. „Gib zu, daß du das Schmalz gefressen hast!"

„Herr Offizier", sagte Omagulko, „ich habe schon einmal so einen Charakter: Wenn ich an einer Küche vorbeigehe, sei es zu Hause oder beim Militär, suche ich zu erraten, was gekocht wird. Dann sage ich mir, das ist der Geruch von diesem, das der von jenem. Aber das fragliche Schmalz hat mein Auge nie gesehen."

„Psiakrew!" fluchte der Offizier. „Wir pumpen dir den Magen aus, sperren dich ein und schicken dich auf die Festung!"

Der Stabsarzt wurde gerufen und pumpte ihm den Magen aus. Der Mageninhalt zeigte aber keine Spur von Schmalz. Man förderte nur die Knödel von gestern zutage, sonst nichts.

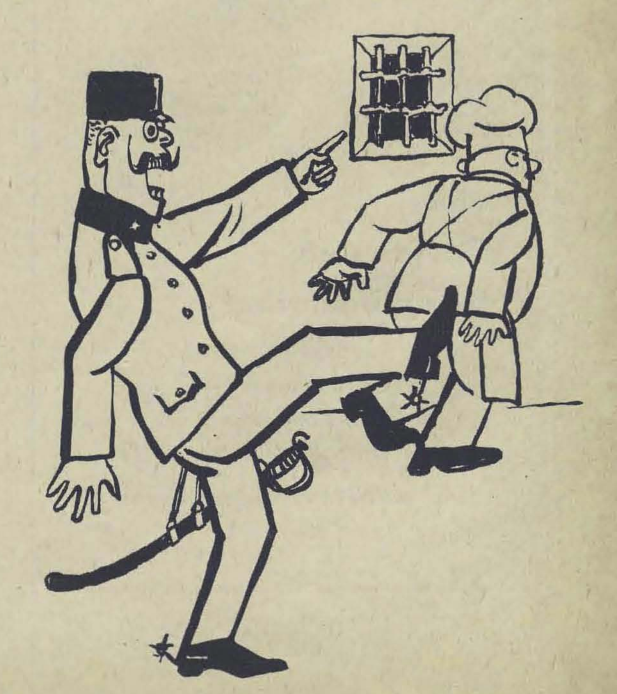
„Psiakrew! Dieser Simulant!" brüllte der Stabsarzt. „Ab mit ihm in den Arrest!"

Alle Männer, die zu jener Zeit in der Nähe der Küche gesehen worden waren, wurden dem Stabsarzt vorgeführt, und der ließ 30 Männern den Magen auspumpen. Aber das Fett wurde nicht gefunden.

Die Simulanten wanderten natürlich in den Arrest.

„Psiakrew! Ich lasse der ganzen Kompanie den Magen auspumpen!" schrie der Stabsarzt, und er hätte das auch sofort ausgeführt, wenn nicht plötzlich eine Inspektion von der Militär-Oberintendantur eingetroffen wäre, um die dort eingegangenen Beschwerden über die schlechte Qualität der Suppen für die Mannschaften in den Kaschauer Kasernen zu überprüfen.

Die Kommission wurde von General Stambinski geführt. Zunächst befahl er, ein Verzeichnis aller





Illustrationen: Paul Klimpke

Personen anzufertigen, die er wegen der schlechten Suppe einsperren lassen könnte. Dann erschien er als verkörperte strafende Gewalt unverhofft in der Küche, gefolgt vom ganzen Offiziersstab der Garnison Kaschau mit dem Herrn Kommandanten an der Spitze. Alle waren auf ein Donnerwetter des Generals gefaßt.

„Hier riecht es aber gut!" sagte der Herr General wider alle Erwartung freundlich, trat zum Suppenkessel in der zweiten Küche, in der das Schmalz verschwunden war, und ließ sich ein Kochgeschirr mit Suppe reichen. „Ausgezeichnet! Nur ein bissel sehr fett! Unverantwortlich fett!" sagte er betont freundlich zu den Offizieren. „Alle Ehre dieser Küche! Welcher Kompanie gehört sie denn? Der dritten? So so!" Er schaute noch einmal auf die Liste mit den verantwortlichen Personen und steckte sie ein: „Ich bin sehr zufrieden, wirklich, meine Herren, sehr zufrieden. Sie werden noch von mir hören", sagte er mit einem hinterhältigen Lächeln. Dann fuhr er fort zur nächsten Kommandantur.

Dann wurde an die dritte Kompanie die Suppe ausgegeben. Nach dem Mittagessen ließ der unermüdliche Stabsarzt Modrzynski allen Männern der dritten Kompanie den Magen auspumpen und stellte bei allen Spuren von Schmalz fest.

Die ganze Kompanie erhielt wegen Mitschuld an einem Diebstahl Kasernenarrest. Niemandem aber kam der Gedanke, daß das Schmalz von dem Fleischbrett in den Kessel gefallen war.

Anekdotisches

Zärtliche Töne

Die Neuen fanden sich mit den Dienstgraden noch nicht zurecht. „Welchen Beruf haben Sie erlernt?" fragte der Zugführer einen seiner Soldaten. „Schlosser, Genosse Zugführer", kam die Antwort. „In Ordnung, aber sagen Sie lieber Genosse Leutnant zu mir." – „Jawohl, lieber Genosse Leutnant!"

Wo gibt es denn so was?

Alarm im Objekt. Alles läuft zu den Stellplätzen. Nur der Koch steht ruhig vor der Tür und schaut dem emsigen Treiben zu. Da schreckt ihn ein vorbeilaufender Soldat auf: „Willst du dich nicht fertigmachen? Wir haben Alarm!" Der Koch verdutzt: „Was, die Küche auch?"



Vignetten: Harri Parschau

Nichts zu finden

Die Gruppe Leinert sollte ausgezeichnet werden. Alle hatten es schon erfahren, nur der Schreiber nicht, der den Befehl vorzubereiten hatte. Der Tag der Auszeichnung kommt. In der Gruppe Leinert gibt es enttäuschte Gesichter. Am Abend des gleichen Tages besucht der Kompaniechef die Genossen der Gruppe, um ihnen die Panne zu erklären. Als er die Stube betritt, fällt ihm ein Soldat auf, der gerade seinen Schrankschlüssel sucht. „Was suchen Sie denn da", fragt der Kompaniechef. „Unsere Auszeichnung, Genosse Oberleutnant", bekommt er prompt zur Antwort.

Kein Wunder

Abends auf der Stube. „Du, ich habe von meiner Freundin einen Brief bekommen. Sie gratuliert mir zu unserer neuen Technik."
„So, woher weiß sie denn das?"
„Ich wundere mich selbst. Außer meinem Vater, meinen Geschwistern, meiner Oma und meinem Onkel habe ich niemandem davon geschrieben."





Der Schwimmwagen hat das Ufer erklommen. Sofort wird abgesessen und in Stellung gegangen. Sind aber keine Schwimmfahrzeuge da, wird mit behelfsmäßigen Mitteln übergesetzt.

»Jetzt fahr'n wir übern See...«

In dem bekannten Volkslied heißt es weiter: „... mit einer hölzern Wurzel". Jawohl, wir benutzen eine hölzerne Wurzel — in vielerlei Form, und damit überqueren wir, obwohl wir genügend moderne Übersetzmittel haben, auch Flüsse und Seen. Denn nicht immer sind pioniermäßige Übersetzmittel oder Schwimmwagen gleich greifbar. Aber im Interesse der Gefechtshandlung heißt es rasch ans andere Ufer gelangen. Da gilt es, behelfsmäßige und sogenannte örtliche Mittel zu nutzen. Und diese sollte ja ein jeder von uns kennen und auch anzufertigen verstehen.

Wohlan denn, fahr'n wir übern See!

Ach so, ihr meint, das wären vorsintflutliche Methoden? Ich bitte euch! Seit wann lehnen wir denn die seit Soldatengenerationen bewährten Hilfsmittel ab. Oder wollen wir immer erst auf Sturmboote, Fähren oder Schwimmpanzer warten? Wasserhindernisse müssen im modernen Gefecht nun mal schnell überwunden werden. Deshalb ist die Kenntnis der Arten von behelfsmäßigen Übersetzmitteln keine unnötige Belastung der Gehirnwindungen, sondern dringende Notwendigkeit.

Das erste Hilfsmittel des Soldaten ist seine Schwimmkunst. Sind die Bedingungen günstig, schwimmt er in Badehose, seine Uniform und Ausrüstung zum Knotenschwimmsack gebunden, über den Fluß. Den Knotenschwimmsack richtet er sich so her:

Die Zeltbahn, Regenumhang oder auch Schutzplane wird auf dem Boden ausgebreitet, die Taschenschlitze gut verschlossen. Mit Hilfe einiger Knüppel oder Leisten schafft er sich eine feste Auflage, die auf die Zeltbahn gelegt wird. Auf diese Auflage packt er dann seine schweren Teile der Ausrüstung — Stiefel, Magazine, Stahlhelm usw. —, darauf das leichte Zeug. Der ganze Packen muß eine abgerundete Form erhalten. Durch Hinzufügen von Heu, Stroh, Laub, Schilf oder Gras wird die Schwimmfähigkeit erhöht.

Ist das alles geschehen, wird der Sack verknotet. Das heißt, die Ecken der Zeltbahn werden mit einem doppelten Knoten fest zusammengebunden und so wasserdicht wie nur möglich verschlossen. Auf das Ganze wird mittels einer Schnur die Waffe so befestigt, daß damit geschossen werden kann. So, das wäre zum Knotenschwimmsack zu sagen. Ein bißchen viel auf einmal, nicht? Aber seid ehrlich, habt ihr's gewußt?

Jetzt zu den hölzernen Wurzeln. Sucht euch zwei dicke Knorren oder bindet euch zwei Reisigbündel (ihr könnt auch Schilfbündel und anderes Material nehmen), verbindet sie mit Riemen, Telefonkabel



Mit dem Knotenschwimmsack läßt es sich gut schwimmen.



Zwei große Holzstücke, Reisigbündel oder mit Schilf gefüllte Beutel ergeben – entsprechend zusammengebunden – ein zuverlässiges Hilfsmittel.



Das Hangeln über ein gespanntes Seil üben hier sowjetische Soldaten in den Bergen Armeniens.

oder Draht und legt euch bäuchlings auf diese Trage (Abbildung 2). Keine Angst, auch den notorischen Nichtschwimmer der Kompanie trägt sie sicher ans andere Ufer.
Findet ihr vielleicht gar zwei Balken, Bohlen oder Stücken von Baumstämmen, dann könnt ihr euch eine „Wassersänfte" bauen. Seht euch dazu Abbildung 3 an.
Der Komfort wird erhöht, wenn ihr euch Einmannflöße herstellt. Allerdings braucht man hierzu genügend Holz. Auf solch einem Einmannfloß (Abbildung 4) läßt sich natürlich so manches mit über den See nehmen.
Apropos Flöße! Was glaubt ihr wohl, was alles zum Floßbau geeignet ist. Nicht nur Hölzer, nein, die speziellen örtlichen Materialien – wir finden sie fast überall – sind Stroh und Heu, Reisig und Rohr. Wir stopfen damit unsere Zeltbahn aus und erhalten ein tragfähiges Floß. Auch leere Fässer und Tonnen eignen sich dazu, ein Floß zu bauen.
Und weil wir über die Nichtschwimmer nicht allzu sehr herziehen wollen, ziehen wir sie hinterher. Das geschieht so:
Zwei längere Balken werden mit Stricken so zusammengebunden, daß sich zwei Mann hintereinander hineinhängen können. Um ihnen das Sicherheitsgefühl zu erhöhen, kann ein dritter Balken als sogenannter Sitzbalken eingefügt werden. Ein guter Schwimmer zieht dann die beiden über das Wasser. Auch an einem vorher gespannten Seil können Nichtschwimmer ein Wasserhindernis überqueren (Abbildung 5).
Seile helfen uns in mancher Situation. Vor allem, wenn wir schmale, reißende Wasserhindernisse überwinden müssen. Ein entsprechend langes Seil – am besten zweieinhalbmal länger als die Flußbreite – wird alle drei Meter geknotet und mit einem Auftreiber (Holzstück, Brettchen) versehen. Zwei gute Schwimmer schleppen das Seil über den Fluß. Dann fassen die Soldaten das Seil an den Knoten und lassen sich geschlossen über das Wasser ziehen. Es ist ratsam, daß die am Seil Hängenden durch Schwimmbewegungen das Übersetzen unterstützen. So kann eine ganze Schützengruppe gleichzeitig übersetzen.
Sind zufällig Bäume an beiden Ufern, dann empfiehlt sich der Bau einer Seilbrücke. Die einfachste Form ist das gespannte Seil, an dem über das Wasser gehangelt wird. Werden zwei Seile parallel gespannt und mit einem „Geländer" aus weiteren Seilen und Stricken versehen, dann kann ohne weiteres über die „Brücke" aufrecht gegangen werden.
Seht ihr, so vielseitig sind die Methoden, ein Wasserhindernis zu überqueren. Es gibt derer zwar noch mehr, doch soll es genügen, wenn ihr die hier genannten beherrscht.
Denkt daran, die Sommerausbildung naht, und ihr könnt nicht immer auf den Schwimmwagen warten. Das Ufer ist kein Bahnhof. Ke-



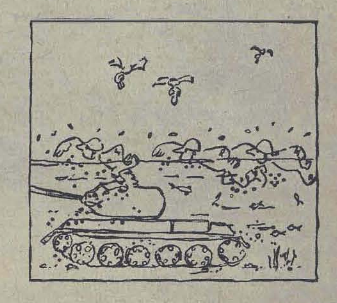
Zwei Balken, Bohlen oder Baumstämme, von einem Strick zusammengehalten, geben festen Halt.



Das Einmannfloß ist ein sicheres Übersetzmittel.



Nichtschwimmer ziehen sich an einem Seil über den Fluß oder werden von anderen Genossen gezogen.



NACH DIENST in der BASTELECKE

Maßstäbliche Modelle ohne Zeichenarbeit

Welchen Modellbauer hat nicht schon die mühsame Anfertigung von Zeichnungen geärgert? Wesentlich schneller und genauer ist das fotografische Verfahren, dessen Anwendung allerdings das Vorhandensein eines Vergrößerungsapparates voraussetzt. Als Unterlagen eignen sich aus Zeitschriften entnommene Strichzeichnungen, Schattenrisse und Fotos, möglichst von der Seite oder wenigstens fast von der Seite aufgenommen.
Außerdem benötigt man die Originalmaße. Oft ist es jedoch, besonders bei Militärfahrzeugen, schwierig, Maßangaben zu erhalten. Beim Studieren der entsprechenden Fachliteratur wird es aber wohl in den meisten Fällen möglich sein, Länge, Breite und Höhe festzustellen. Es genügt jedoch schon, die Abmessungen eines Teiles zu kennen, z. B. den Durchmesser oder die Länge des Geschützrohres, Breite der Kette oder ähnliches. Alle anderen Maße lassen sich dann auf Grund der Größenverhältnisse leicht errechnen.
An Hand des Schattenrisses eines sowjetischen Schwimmpanzers soll jetzt die Herstellung von Unterlagen zum Bau eines Modells im Maßstab 1:50 beschrieben werden. Für alle anderen Maßstäbe gilt das Gesagte sinngemäß.
Zunächst wird ein Negativ angefertigt. Dazu eignet sich jedes Kleinbild-Kopiergerät. Der Ausschnitt wird mit Hilfe von Zwischenringen so gewählt, daß die Vorlage, in unserem Falle der Schattenriß, das ganze Format füllt. Dazu ist die Exakta-Varex oder eine ähnliche Kamera wohl am geeignetsten. Mit der Mattscheiben-Lupe ist ein garantiert gestochen scharfes Negativ gewährleistet, von dem eine nahezu beliebige Vergrößerung angefertigt werden kann.
Aus der Literatur sind folgende Abmessungen des Schwimmpanzers bekannt:

Länge	6700 mm (:50 =	134 mm)
Breite	3080 mm (:50 =	61,6 mm)
Höhe	2200 mm (:50 =	44 mm)

Auf Millimeterpapier wird nun die Länge und Höhe im gewünschten Maßstab aufgezeichnet (dünn mit schwarzer Tusche). Den Kopierrahmen mit dem eingelegten und vorgezeichneten Millimeterpapier zeigt Bild 1.
In der Dunkelkammer wird nun das Negativ in einen Vergrößerungsapparat eingelegt. Geeignet ist dazu jeder Typ, am besten aber einer mit automatischer Scharfeinstellung, der uns das Wechselspiel zwischen Vergrößerungsänderung und Scharfeinstellung erspart.
Es wird solange probiert, bis die entsprechende Ansicht des projizierten Negativs in den vorgezeichneten „Rahmen" paßt. Wie das in der Praxis aussieht, zeigt Bild 2.
Die Vorder- sowie Rückansicht wird mit dem gleichen „Rahmen" kontrolliert, wobei einmal um 90° gedreht werden muß.
Paßt alles, so wird der Vergrößerungsapparat festgestellt, damit sich nichts mehr an der Einstellung ändern kann.

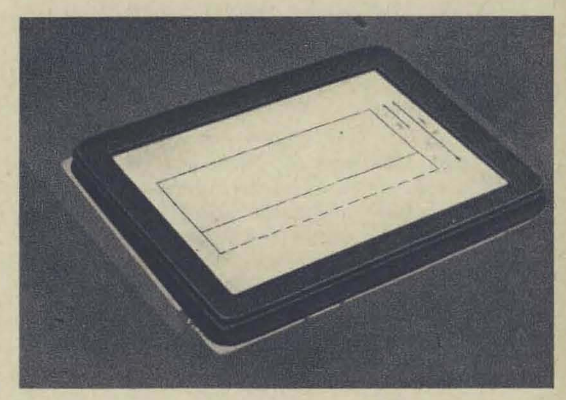


ABBILDUNG 1. In den Kopierrahmen eingelegtes und mit den Hauptabmessungen versehenes Millimeterpapier.

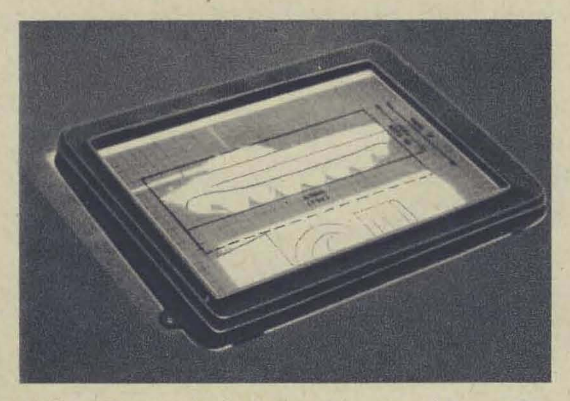


ABBILDUNG 2. Ansicht des in den „Rahmen" projizierten Schattenrisses.

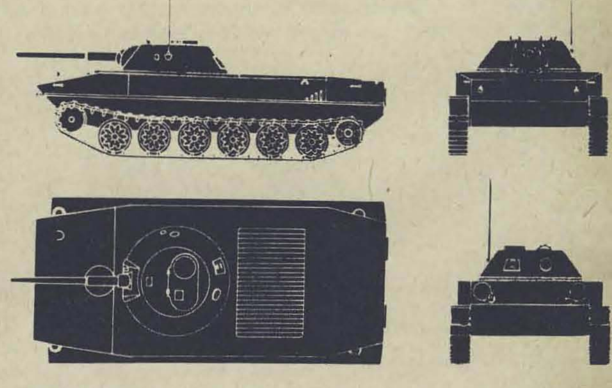


ABBILDUNG 3. Fotografisch hergestellte „Zeichnungen".

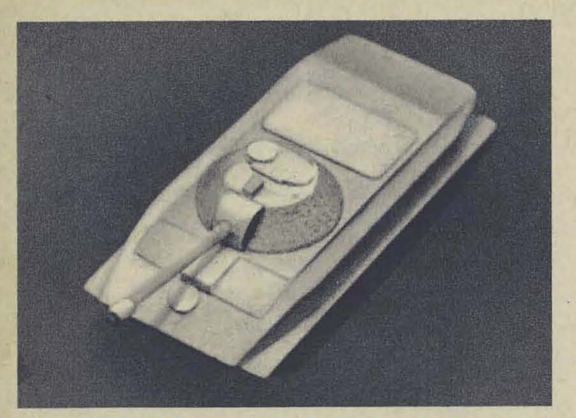


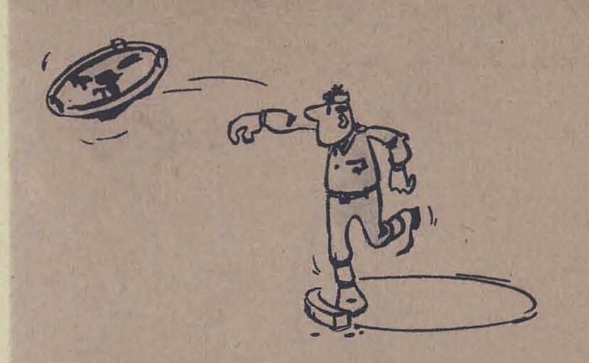
ABBILDUNG 4. Nach dem „Foto-Verfahren" angefertigtes Modell eines Schwimmpanzers im Rohbau.

Nun werden die Vergrößerungen angefertigt. Es ist zweckmäßig, jede einzeln herzustellen. Nach dem Trocknen werden die Ansichten ausgeschnitten und, wie es auch bei Zeichnungen üblich ist, auf Karton geklebt. Bild 3 zeigt die Einzelzeichnungen. Als Fotopapier eignet sich „LEH 1" (extra hart, weiß, glänzend, papierstark).
Hochglanztrocknung ist nicht erforderlich. Auch Abfallpapier läßt sich verwenden, denn es soll ja kein Kunstwerk, sondern ein Zeichnungsersatz werden.
Die theoretisch durch das Wässern und Trocknen des Papiers entstehenden Differenzen sind so gering, daß sie auch der gewissenhafteste Modellbauer vernachlässigen kann.
Schließlich kann die Foto-„Zeichnung" noch mittels Tinte oder Tusche mit Ergänzungen versehen werden. Das nach diesem Verfahren im Maßstab 1:50 gebaute Modell des Schwimmpanzers zeigt Bild 4.
In einem der nächsten Hefte soll beschrieben werden, wie man mit dem gleichen Verfahren durch „Entzerren" eines Fotos zu einer maßstäblichen Zeichnung kommt. **Hans-Joachim Lehne, Modellbautechniker**

Kleine Kniffe

DAS BIEGEN VON HOLZLEISTEN macht keine Schwierigkeiten, wenn man sie nur lange genug kocht. Bis zum Trocknen müssen sie allerdings mittels Bindfaden oder Draht fest an die Form (Bierflasche, Konservendose, Kochgeschirr o. ä.) gepreßt werden.
Ist die Leiste zum Kochen zu lang, so genügt es schon, die zu biegende Stelle gut durchzufeuchten und über einer kleinen Flamme (Spiritus- oder Bunsenbrenner) bei mäßigem Druck zu verformen. Dieses Verfahren muß mehrmals wiederholt werden, wobei die Biegestelle jedesmal gut nachzufeuchten ist.

HARTHOLZ ZU NAGELN fällt wesentlich leichter, wenn die Nägel vorher eingefettet oder mit Seife bestrichen werden.



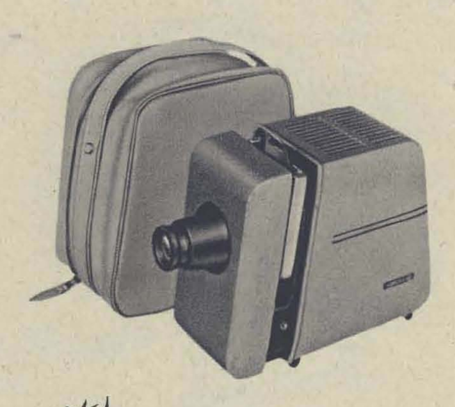
DIE BODENPLATTE

(Aus „NépHadsereg", Budapest)





Ha, ha, ha, –
keine Angst ihr Lieben, *
ich habe meinen Aspectar
doch mit!



*)
ASPECTAR 150,
das ist der
leistungsstarke
Kleinbildwerfer
in der eleganten
Reißverschlußtasche

PREIS
kompl. mit Tasche
DM 190,–

VEB KAMERA- UND KINOWERKE DRESDEN



VEB AUTOREPARATUR-KOMBINAT MAGDEBURG-WEST



Magdeburg, Große Diesdorfer Straße 64

WERK I	Große Diesdorfer Straße 64 Dumper-Muldenkipper Reparatur-Schnelldienst und Baugruppenaustausch
WERK II	Landsbergstraße 70 Wartburg- und F 9-PKW Wagenpflegedienst – Auswuchten sämtlicher Fahrzeugräder bis 17" – Autoelektrik – IKA-Vertragswerkstatt Hilfsbereitschaftsdienst
WERK III	Helmstedter Straße 32 Dumper-Aggregate, Federschmiede
WERK IV	Rattersdorfer Straße 1b Barkas-Fahrzeuge
KÜHLERBAU	Halberstädter Straße 37
AKKU-ABT.	Schleinufer 24c Reparatur, Wartung, Verkauf
AUSSENSTELLE	Wolmirstedt AWO, EMW, MZ, Moped, Kleinroller, Motorroller
LEHRBETRIEB	Landsbergstraße 44

VEB (K) METALLBAU UND LABORMÖBELWERK APOLDA



Aus unserem
Fabrikationsprogramm:

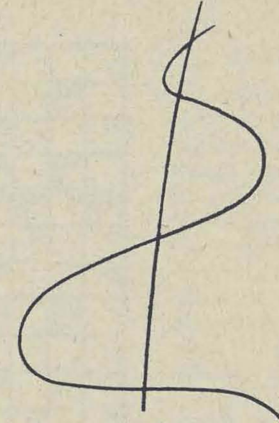
Laboreinrichtungen und Labormöbel

für Wissenschaft,
Forschung und Produktion
Moderne Raumgestaltung
und Möbelform

Physikalisch-technische Lehrgeräte

für die Gebiete der
Mechanik, Wärme, Elektrizität,
Schwingungen und Optik



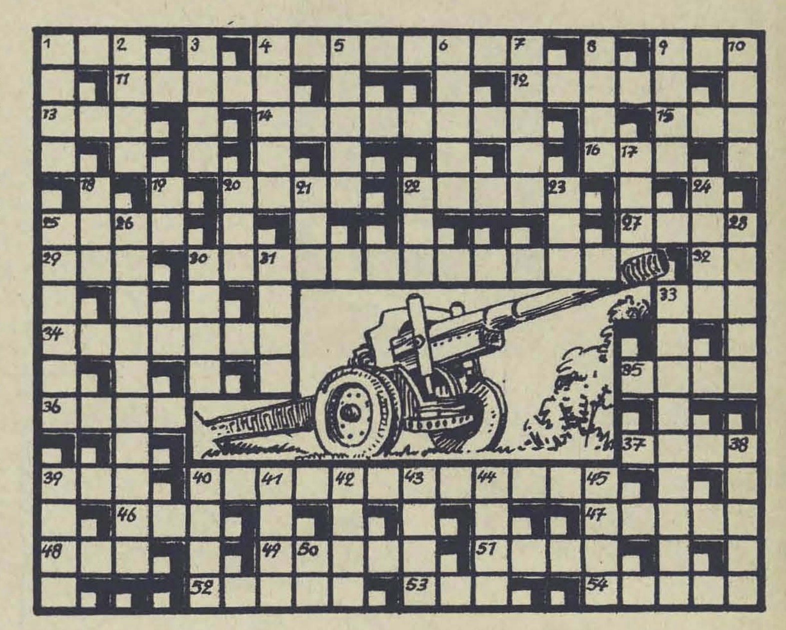


Campingfreude durch Elguwa-Luftmatratzen

VEB LEIPZIGER GUMMIWARENFABRIKEN

Leipzig W 31 · Industriestraße 81/83

KREUZWORTRÄTSEL

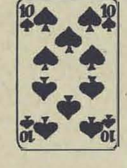
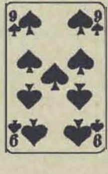
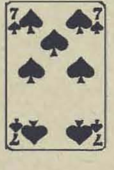


Waagerecht: 1. Hauptstadt der Baschkir. ASSR, 4. Wurfgeschütz des Altertums, 9. Spezialgeschütz, 11. Begleiterscheinung der kapital. Wirtschaft, 12. ein mit Sprengstoff gefüllter Metallhohlkörper mit Zünder, 13. nord. Wasservogel, 14. kurzläufiges Geschütz für großkalibrige Steinkugeln, 15. europ. Hauptstadt, 16. Polit-Kommissar und Kommandeur der 11. Internationalen Brigade in Spanien, 20. ehem. Reiter der poln. Kavallerie, 22. Richtschnur, 25. Bodenerhebung, 27. Mädchenname, 29. Schweizer Kanton, 30. Teil der Rohrrücklaufbremse, 32. Flächenmaß, 33. tschech. Reformator, 34. Wildhundart, 35. wirtschaftl. Zusammenbruch, 36. griech. Siegesgöttin, 37. Landungsbrücke, 39. frz. Schriftsteller (1804–1857), 40. Langrohrgeschütz des 15. bis 17. Jh., 46. Nebenfluß des Rheins, 47. größte Insel der Philippinen, 48. griech. Insel, 49. Autor des Romans „Der Revisor", 51. Mittelmeerinsel, 52. deutscher Erzähler („Der Hungerpastor"), 53. russ.: Friede, 54. landwirtsch. Gerät.

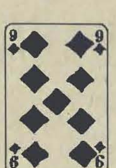
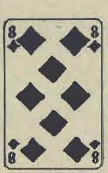
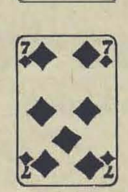
Senkrecht: 1. Stadt in der Ukrain. SSR, 2. Stromspeicher, 3. Hauptstadt der Ukrain. SSR, 4. deutscher Arbeiterführer (1840–1913), 5. Maßeinheit des Lichtstroms, 6. Reihe, Folge, 7. Geländeform, 8. Strom in Sibirien, 9. Staat in Südamerika, 10. Nebenfluß der Wolga, 17. Stadt im Bez. Karl-Marx-Stadt, 18. Wurfspieß, 19. Kurzname für ein modernes Geschütz, 20. Nachtvogel, 21. Singstimme, 22. Nebenfluß der Maas, 23. dem Wind abgewandte Schiffsseite, 24. Farbe, 25. deutscher Chemiker, entdeckte die chem. Elemente Rubidium und Zäsium, 26. Winkelmeßgerät der Artl., 28. chem. Element, 30. Decksöffnung, 31. Raum zwischen den Zügen im Geschützrohr, 33. Geschützart (Mrz.), 38. Turngerät, 39. Festgetränk, 40. Vorraum, 41. Sportklasse, 42. ausgeschmückte Erzählung, 43. Teil der Lafette, 44. Blutgefäß, 45. bis 1949 kämpfende milit. Org. d. griech. Widerstandsbewegung, 50. Fluß in Westsibirien.



Mittelhand ist bei einem Bierlachs arg in Bedrängnis geraten. Um seine Position zu verbessern, beschließt er, mit diesem Blatt eine Revolution zu spielen, übersieht aber ein sehr wesentliches Moment – und verliert dieses risikovolle Spiel. Welche Karten werden gedrückt, welches Blatt können die Mitspieler nach dem Austausch haben, wie wird ausgespielt?



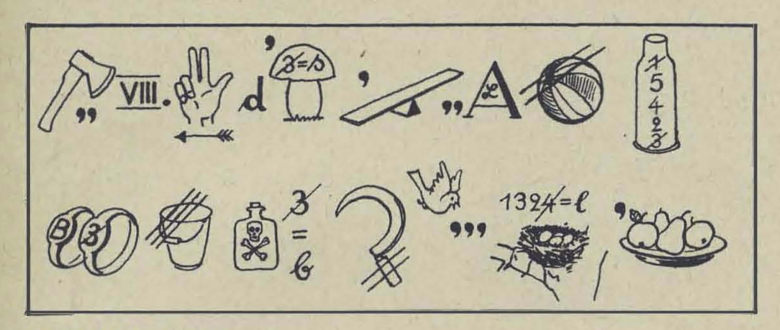
BUCHSTABENSTREICHEN

Odin – Fedin – Satz – Rips – Klinik – Stadt – Kieme – Laut – Aster – Dress – Stiel – Geist – Hades – Schal – Brom – Fluß – Spiel – Volt – Montag – Azur – Trage – Eger – Ferse – Stil – Gast – Werra – Loden.

Bei jedem dieser Wörter sind zwei Buchstaben zu streichen, die stehenbleibenden Buchstaben ergeben einen Ausspruch von Armeegeneral A. S. Shadow.

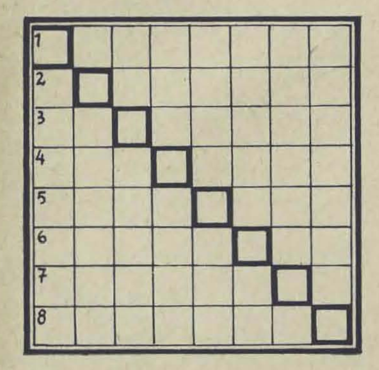
MÄNNLICH UND WEIBLICH

E r bringt Triumph im Kampf und Spiel,
s i e wählt den Rhein als Reiseziel.



BILDERRÄTSEL

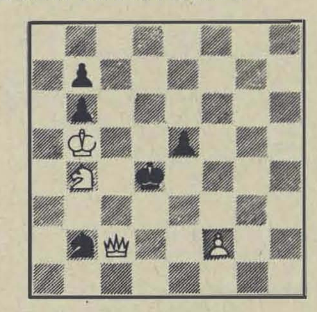
Die Lösung ergibt einen militärischen Sinnspruch.



ERGÄNZUNGSRÄTSEL

Band – Scherz – Kampf – Bruch – Kammer – Termin – Hahn – Stock – Ingenieur – Feige – Alphabet – Kasse – Fernrohr – Hof – All – Axt – Führung – Stube.
Vor jedes dieser Wörter ist ein zweites zu setzen, so daß wieder sinnvolle Begriffe entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe ergeben den Namen der polnischen Interbrigade in Spanien. Zur Verwendung kommen folgende Wörter: Auer – April – Bar – Diplom – Imbiß – Jazz – Krieg – Lokal – Morse – Ober – Oder – Ohr – Ring – Rundblick – Stubben – Streit – Welt – Wein.

SCHACHAUFGABE



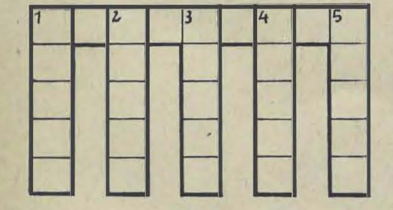
Matt in 2 Zügen

Eine Aufgabe aus dem 5. Wettbewerb zur Lösung von Schachaufgaben. Dieser Wettbewerb findet gegenwärtig innerhalb der gesamten Sowjetarmee statt.

FULLRÄTSEL

1. Hafenstadt im Norden der Sowjetunion, 2. Nahkampfwaffe, 3. Stadt der Weltfestspiele der Jugend 1955, 4. größere polit. Tagung, 5. Kunst der Rede, 6. Auszeichnung, 7. größter russ. Dichter, 8. Truppenverband. – Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale eine sowj. Sportpistole.

RÄTSELKAMM



Senkrecht sind folgende Begriffe zu suchen: 1. Staat in Asien, 2. Waffe des Mittelalters, 3. Lehre vom Licht, 4. Geburtsstadt Karl Marx', 5. Teil des Flugzeuges.
Nach Einfügen der fehlenden Buchstaben ergibt die Waagerechte einen Flugzeugtyp.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 3/1962

SILBENRÄTSEL: 1. Torpedo, 2. Angriff, 3. Granatwerfer, 4. Dukla, 5. Erhöhungslinie, 6. Regiment, 7. Nebelgranate, 8. Abgangspunkt, 9. Trommel, 10. Infanterie, 11. Oberst, 12. Nöldner, 13. Admiral, 14. Legia, 15. Engels, 16. Nebelhorn, 17. Verschluß, 18. Offensive, 19. Lafette, 20. Katjuscha, 21. Sturmbahn, 22. Arsenal, 23. Revolver, 24. Magazin, 25. Ekrasit, 26. Erdsporn. – „Tag der Nationalen Volksarmee."

SILBENKREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Karthago, 3. Lumumba, 5. Bitumen, 7. Schere, 9. Sonett, 10. Aktiv, 11. Membran, 12. Motor, 14. Jena, 16. Manipel, 18. Sinfonie, 19. Legende. Senkrecht: 1. Kartusche, 2. Gobi; 3. Lumen, 4. Bajonett, 6. Tula, 8. Reaktor, 9. Sobranje, 12. Makassin, 13. Terni, 15. Najade, 16. Manie, 17. Pelle.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Meteor, 5. Laika, 9. Orion, 11. Kosmodrom, 12. Tube, 13. All, 14. Tee, 15. non, 16. Atom, 18. Einwurf, 21. Oka, 23. Ziolkowski, 25. Inn, 26. Samoa, 27. Slalomlauf, 29. Rostow, 31. TASS, 36. Oder, 37. Trosse, 38. Bake, 39. Npbo, 42. Moewe, 44. Traverse, 45. Kongo, 46. Ufa, 49. Sputnik, 50. Ulm.
Senkrecht: 2. Titow, 3. Rakete, 4. Romane, 6. Astronom, 7. Osten, 8. Bruno, 10. Orlow, 17. Galilei, 19. Rondo, 20. Waal, 22. Kos, 24. Kurs, 26. Spaten, 28. Odessa, 30. Sedow, 32. Stern, 33. Wostok, 34. Mars, 35. Lem, 40. Alk, 41. Senat, 43. Effel, 47. Spa, 48. Eid.

SCHACH: Weiß: Kf1, Dg8, Lg2, Lg7; Schwarz: Kg3, Bf2, g5. Verfasser W. Uhl. 1. Lf6! droht 2. Dg5: matt, 1. . . . g4 2. Db8 matt, 1. . . . Kf4 (Kh4) 2. Dg5: matt.

BUCHSTABENSTREICHEN: Ein Tropfen Wasser im Lauf ist schlimmer als ein Berg im Wege.

NEUER ANFANG: Tanker Derbent.

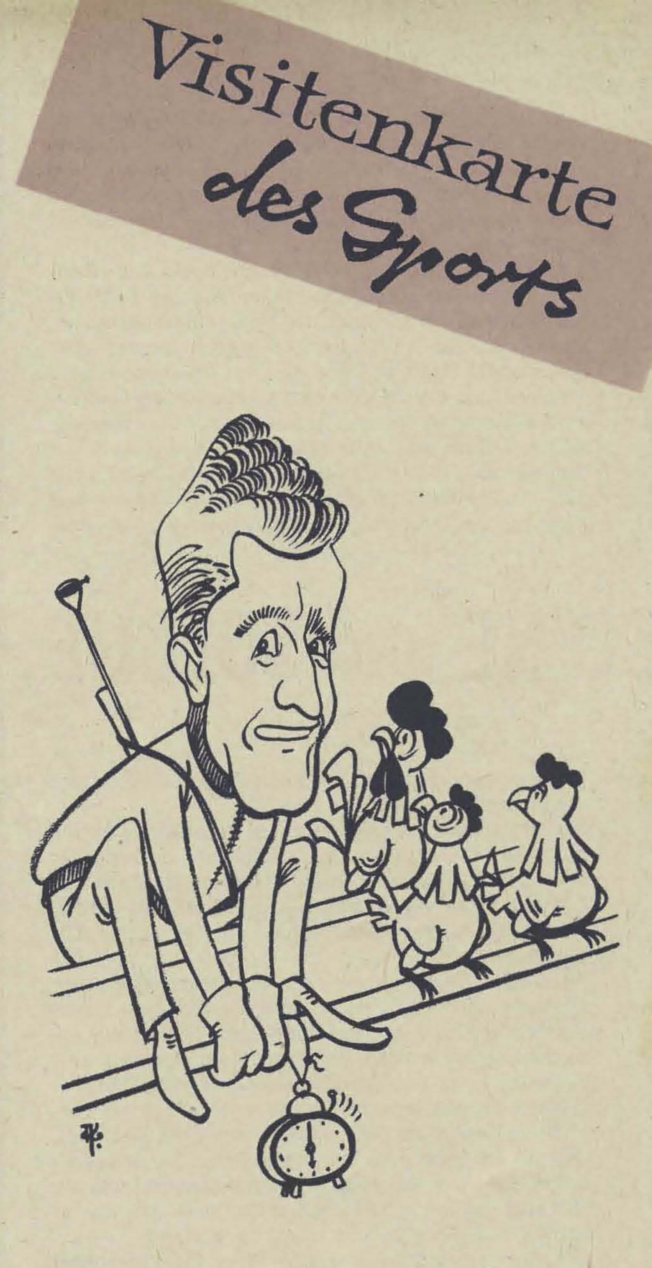
DAS PROJEKTIL: Ar, Till, e, Riege, Schaß = Artilleriegeschoß.

SKAT: Hinterhand drückt Pik As und Karo As.
KARTENVERTEILUNG: V: Kreuz Bube, Herz Bube, Pik 7; Herz As, König, Dame, 9, 8, 7; Karo 8. M: Pik Bube, Karo Bube; Kreuz As, 10, König; Pik Dame, 9, 8; Herz 10, 9.

SPIELVERLAUF: 1. V: Herz As, M: Herz 10, H: Kreuz Dame; 2. H: Pik 10, V: Pik 7, M: Pik 8; 3. M: Karo 10, V: Karo 8, M: Karo 9.
Hinterhand bekommt danach keinen Stich mehr, hat aber bereits 66 Augen.



Visitenkarte des Sports



Vladimir Stiborik

Wenn ein Mann nicht raucht und hochprozentige Flüssigkeiten rundheraus ablehnt, kann er ohne weiteres in den „Verdacht" kommen, ein Sportler zu sein. Wenn er aber Nikotin und jegliche Art von Alkohol grundsätzlich meidet und zudem noch Tag für Tag frühmorgens Punkt sechs Uhr aufsteht und am Abend nicht später als um einundzwanzig Uhr zu Bett geht und dabei prinzipiell keine Ausnahme macht, dann muß es sich wohl schon um einen erstklassigen, disziplinierten und vorbildlichen Spitzensportler handeln. Und das trifft bei Vladimir Stiborik, Hauptmann der tschechoslowakischen Volksarmee, auch haargenau zu.

Fragte man ihn nach den Ursachen seiner Erfolge im Sportschießen, dann erklärt der 34jährige Dukla-Mann immer wieder, daß sein Geheimnis hartes, gut geplantes Training kombiniert mit einwandfreier, gesunder Lebensführung heißt. Was Wunder, daß er deshalb auch allen jungen Sportlern, die er betreut, gerade dieses „Geheimnis" wärmstens ans Herz legt. „Nur so werden gute Schützen geboren; Talent allein macht es nicht", sagt er ihnen mit Recht.

Vielleicht erinnern sich manche Leser des Soldaten-Magazins an Vladimir Stiborik noch von der I. Sommerspartakiade der befreundeten Armeen her. Nachdem er mit dem Freien Gewehr und der KK-Büchse ausgezeichnete Vorderplätze belegt hatte, zeigte er vor allem beim abschließenden MPi-Schießen, was in ihm steckt. Dreimal zehn Schuß in Feuerstößen mußten abgegeben werden, und sie saßen bei Vladimir Stiborik: 15 Treffer. Und als sich die Journalisten von der riesigen Ergebnistafel die Plazierungen notierten, stand der Name Stiborik an erster Stelle der Rangliste.

Hauptmann Stiborik ist ein Sportschütze, den man getrost schon zu den „Alten" zählen kann. Seit zwölf Jahren ist er Soldat. Gleich nach dem Abitur zog er die Khakiuniform der tschechoslowakischen Volksarmee an und lernte mit Eifer das Waffenhandwerk zum Schutze der Heimat. Aus dieser Zeit datiert seine Liebe zum Schießsport. Bald kam der junge Vladimir zu Dukla Prag und damit in das bedeutendste Leistungssportzentrum der Armee. Und es dauerte auch nicht lange, da zählte er schon zum festen Stamm der Gewehrmannschaft. 1955 nahm er an den Europameisterschaften in der Schweiz teil, 1958 an den Welttitelkämpfen in Moskau. Eine schöne Leistung vollbrachte er während der Olympischen Sommerspiele 1960 auf den Schießständen von Umberto bei Rom: 1123 Ringe schoß er in diesem Vergleich der Weltbesten, und dieses Resultat bedeutete den 6. Platz.

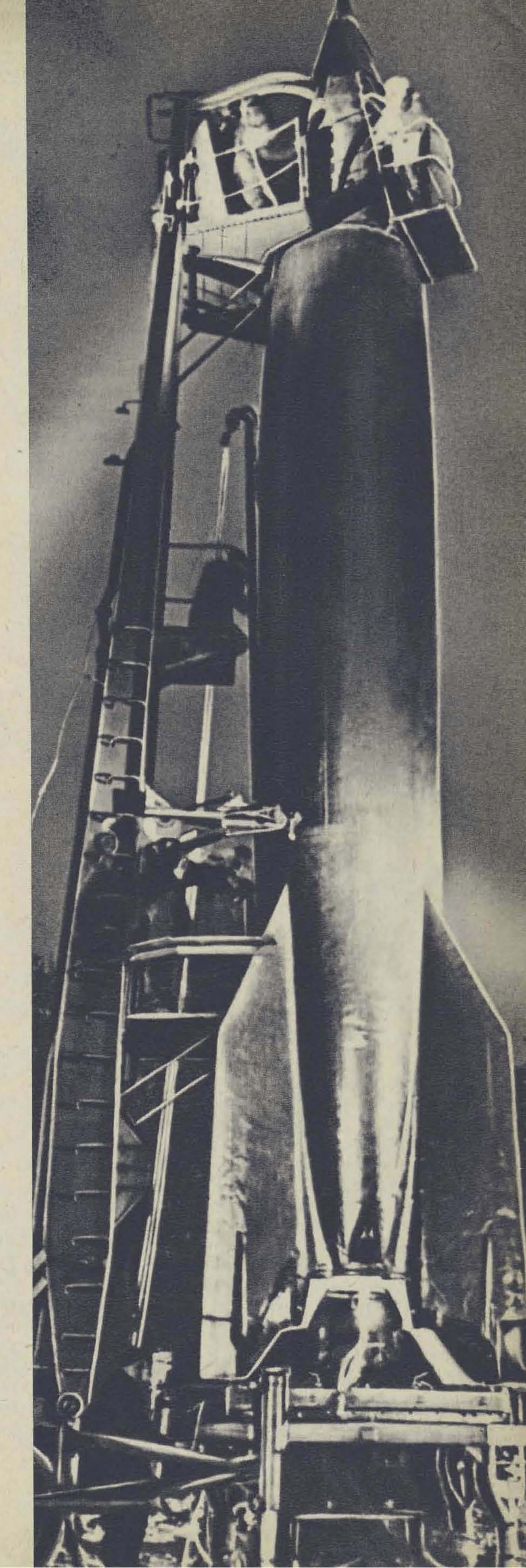
Die Statistiken der CSSR führen ihn als mehrfachen Landesmeister, so daß er heute als bester Gewehrschütze des Landes gilt.

Spricht man mit den Sportschützen des ASK Vorwärts Leipzig, so hört man viele lobende Worte über Vladimir Stiborik. Als unsere junge ASK-Mannschaft 1957 zum ersten Wettkampf gegen die Sportler der CSSR antrat, war es Genosse Stiborik, der unseren Repräsentanten half, wie und wo er nur konnte. Noch heute freut man sich in Leipzig auf jede neue Begegnung mit ihm. Das aber wird bald sein – in fünf Monaten bei der II. Sommerspartakiade der befreundeten Armeen in der tschechoslowakischen Metropole. Bei diesem Fest der Waffenbrüderschaft und des sozialistischen Armeesports will natürlich Hauptmann Stiborik nicht fehlen. „Schließlich möchte ich beweisen, daß ich noch lange nicht zum alten Eisen gehöre", kommentiert er diesen seinen Wunsch . . . *KW*

Wie ein warnend erhobener riesiger Zeigefinger ragt diese transportable sowjetische Mittelstreckenrakete in den Himmel. Wenn das Startkommando erfolgt, wird die Kraft ihres Triebwerkes sie vom Abschußtisch reißen und in Minutenschnelle einem viele hundert Kilometer entfernten Übungsziel entgegenjagen lassen.
Sowjetische Raketen verkörpern heute die absolute waffentechnische Überlegenheit des Sozialismus über die USA und alle anderen imperialistischen Staaten. Trotzdem schießen sowjetische Raketschiki nach wie vor nur auf Übungsziele.
1945 besaßen die USA die damals modernste Waffe – die Atombombe. Sie warfen sie nicht auf Übungsziele, sondern ohne jede militärische Notwendigkeit auf die offenen Städte Hiroshima und Nagasaki. Aus den Augenwinkeln zielten sie dabei schon auf Moskau und Leningrad. Die Sowjetunion entwickelte jedoch ebenfalls Kernwaffen und rettete damit den Frieden.

SO'NE und SOLCHE

Heute besitzt sie zuverlässige interkontinentale ballistische Raketen und als einziges Land auf der Welt globale Raketen, die aus beliebigen Richtungen kommend jeden Punkt des Erdballs zu treffen vermögen. Gegen diese Waffe gibt es keine Abwehr!
Milliarden Dollar kostete das Frühwarnsystem der USA. Jetzt ist es wertlos, denn die globalen Raketen können, die Erde umkreisend, ihre Ziele erreichen, ohne in den Bereich dieses Systems einzudringen. Da die Sowjetunion auch das Problem gelöst hat, gegnerische Raketen im Fluge zu vernichten, besitzt sie eine militärische Überlegenheit, wie sie kein anderes Land jemals in der Menschheitsgeschichte hatte. Eine Überlegenheit, wie sie sich die Imperialisten erträumten, um den Sozialismus ohne Risiko ausrotten zu können.
Die Sowjetunion macht von ihrer Überlegenheit besseren Gebrauch. Sie lehrt ihre Feinde, daß es vernünftiger ist, friedlich nebeneinander zu leben und auf bewaffnete Auseinandersetzungen zu verzichten. Und nichts kann besser den Friedenswillen des Sowjetvolkes beweisen, als der in Genf unterbreitete Vorschlag, neben der Auflösung aller ausländischen Militärstützpunkte bereits in der ersten Etappe einer allgemeinen und totalen Abrüstung sämtliche Kernwaffenträger zu vernichten. Das heißt, auch ihre einzigartigen interkontinentalen und globalen Raketen! Kein vernünftiger Mensch könnte einen solchen großzügigen Vorschlag ablehnen. Doch Imperialisten muß man offensichtlich zur Vernunft zwingen. Und so wird es, bis entsprechende Verhandlungsergebnisse erzielt sind, nötig sein, daß sowjetische Raketen wie warnend erhobene Zeigefinger in den Himmel ragen.
G. B.



Fernschreiber Löschmann



Mit der Verpflichtung ist das so ein Ding. Steht sie einmal auf dem Papier und andere wissen davon, dann gibt es kein Zurück mehr. Wer will schon als Maulheld gelten? Der Fernschreiber Löschmann von der Einheit Fickewirth auf keinen Fall. Wenn er sich einmal vorgenommen hat, die Fernschreib-Qualifikation Stufe III zu erwerben, dann kniet er sich auch dahinter. Die Prüfung hat es nämlich in sich, und auf die leichte Schulter kann man sie nicht nehmen. In 30 Minuten müssen sieben Texte durchgegeben werden: Drei Klartexte, zwei Zahlentexte und zwei Buchstabentexte.

Wenn die Freizeit auch recht bemessen ist, aber einmal in der Woche ist Genosse Löschmann ganz bestimmt abends im Unterrichtsraum zu finden, und wenn es nur 30 bis 45 Minuten sind. Mit den 30 bis 45 Minuten hat es übrigens eine ganz bestimmte Bewandtnis. In dieser Zeit schreibt er dann immer sieben Texte, genau so wie das zur Prüfung für die Qualifikation verlangt wird; er kontrolliert sich selbst. Unlängst waren es noch 34 Minuten, die er brauchte, doch bald hatte er die Zeit schon auf 29 Minuten gedrückt. „Wenn man dann die Texte in 25 Minuten schafft", sagt Genosse Löschmann, „kann man beruhigt zur Prüfung gehen. Die Sicherheitsspanne von fünf Minuten ist notwendig, weil im Gelände andere Bedingungen sind als im Unterrichtsraum und weil es passieren kann, daß man einen besonders schweren Text bekommt."

Wenn man den Genossen Löschmann so sprechen hört, könnte man annehmen, er sei schon seit eh und je Fernschreiber.

Als er im Oktober des vergangenen Jahres in die Kompanie Helm kam, hatte er buchstäblich vom „Tuten und Blasen" keine Ahnung, wie er selbst sagte. Er war noch gar nicht richtig warm geworden, da ging es schon raus zur Übung. „Zum Fernschreiber taugte ich ja noch nicht, aber Handlangerarbeiten, Kabelauslegen, das ging schon", erzählt Genosse Löschmann. „So haben wir gleich richtig reingerochen, was es heißt, Fernschreiber zu sein. Dazu hätten wir im Unterrichtsraum bestimmt länger gebraucht."

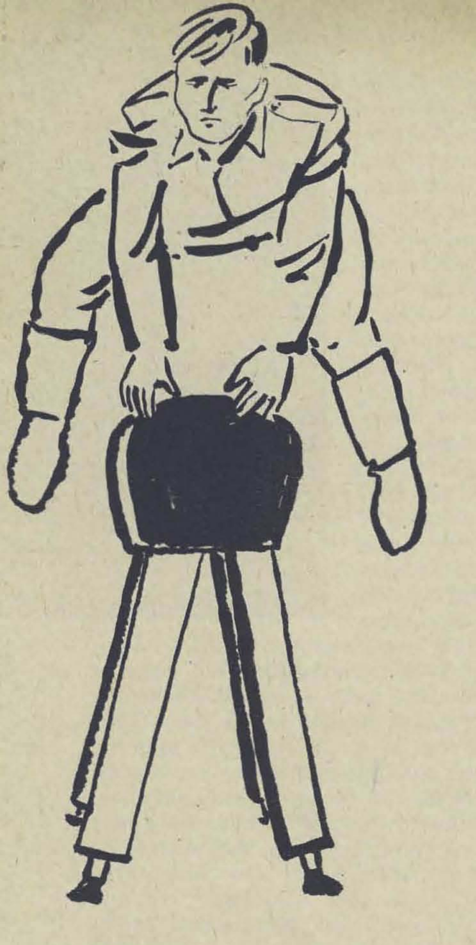
Nicht jeder hat das Glück, schon bei der ersten Übung außer den Aufgaben auch gleich seine Waffenbrüder, die mit ihm diese Aufgaben lösen, kennenzulernen. Soldat Löschmann hatte dieses Glück. Gemeinsam mit den anderen saß er abends mit sowjetischen und tschechoslowakischen Genossen am Lagerfeuer und kramte alle seine russischen Sprachkenntnisse hervor, um ein Wörtchen mitreden zu können. Sie unterhielten sich darüber, wieviel Sprit der SIS verbraucht und über den Aufbau der Handfeuerwaffen. Genosse Löschmann lernte seine Waffenbrüder aber nicht nur am Lagerfeuer kennen, sondern auch bei der Arbeit. „... das Tempo, das die Freunde beim Kabelauslegen anschlagen, ist einfach erstaunlich. Bei ihnen steht eine Verbindung im Handumdrehen. Da können wir noch manches lernen", sagt er.

Nach der Übung kam zu dem Kennenlernen am Lagerfeuer und bei der Arbeit auch das Kennenlernen beim sportlichen Wettstreit. (Das Steckenpferd des Genossen Löschmann, das muß an dieser Stelle gesagt werden, ist der Sport. Nach der Armeezeit soll aus dem Steckenpferd der Beruf werden: Diplomsportlehrer ist sein Ziel.) Bei dem Vergleichskampf mit den sowjetischen Freunden ging es um Meter und Sekunden. Soldat Löschmann war beim 2500-m-Lauf dabei, und wenn er heute darüber erzählt, dann ist es fast, als könnte er es noch nicht ganz fassen, daß er damals als Zweiter durchs Ziel ging: „Wie die Freunde die ersten 1000 Meter anliefen, dachte ich, hier hast du nichts zu bestellen. Sie haben ja eine unwahrscheinliche Ausdauer." Und doch hat er viele hinter sich gelassen und damit bewiesen, daß auch seine Ausdauer nicht gering ist. — Der Neunzehnjährige hat nicht die Gestalt eines Athleten, klein und schmächtig ist er, aber voller Energie und Tatendrang.

Genosse Löschmann hat in seiner Soldatenzeit schon viel gelernt, nicht nur im Unterrichtsraum, vor allen Dingen im Streitgespräch mit den Genossen des Trupps und im Gelände. Bei der letzten Übung beispielsweise saß er allein in der Vermittlung, als sich ein Teilnehmer meldete. Der Spruch kam unklar an. „Ich wußte mir nicht zu helfen, drehte hier und da, aber der Empfang wurde nicht besser. Schließlich holte ich den Truppführer. Der rief den Schalttrupp an, dort wurden die Relais umgepolt, und schon stand die Verbindung einwandfrei", sagt er. Solche Erfahrungen wollen erst gesammelt sein. Genosse Löschmann wird das kein zweites Mal mehr passieren.

Im Verlauf weniger Monate wurde aus dem Soldaten Löschmann einer der besten Fernschreiber der Kompanie Helm, der nach so kurzer Zeit schon die Verpflichtung übernahm, die Qualifikation Stufe III zu erwerben und der jetzt drauf und dran ist, diese Verpflichtung durch vorbildlichen persönlichen Einsatz zu erfüllen.

Als sich Soldat Löschmann mit uns über seine Arbeit unterhielt, lüftete er ein Geheimnis, von dem bis dahin weder seine Eltern noch die Vorgesetzten etwas ahnten: Genosse Löschmann hat sich nicht nur auf die Qualifikation, sondern auch auf die Aufnahme als Kandidat in die Partei der Arbeiterklasse vorbereitet. Sicher wird es der Parteiorganisation nicht schwer fallen, diesem Antrag zuzustimmen. *Siegfried Posselt*



... nach Strich und Faden ausgeknockt

(EIN ZWIEGESPRÄCH)

Ich war allein, sieht man einmal von Heinz ab, der unseren EMW elegant über die thüringischen Landstraßen steuerte. Es war mein erster Besuch bei der „Grenze“, zumindest, was die sportlichen Aspekte betraf, die ich dort dienstauftragsgemäß zu studieren gedachte. Ich döste ein wenig vor mich hin. Doch, halt! Was war das eben? — „Heinz, hast du was gesagt?“ — „Ich? Nee, ich höre Radio!“ — Vielleicht ist es auch darin gewesen ... Aber zum Teufel, da ist sie ja schon wieder, jene geheimnisvoll-visionäre Stimme des mißmutig Zweifelnden ...

Er: Was hast du eigentlich für Vorstellungen von einer Grenzkompanie? — Menschenskind, nach acht oder zehn Stunden Grenzdienst sind die Leute froh, wenn sie in ihrer kargen Freizeit in Ruhe gelassen werden. Und da kommst du mit Sport!

Ich: Warum nicht? Sport und Spiel sind bestes Lebenselixier und gehören ebenso zu jungen Menschen wie Tanzen, Singen, Lachen und Fröhlichsein; außerdem bringt der Sport gerade in ein eintöniges Leben Abwechslung und Freude, das heißt, er verschönt es.

Er: Mag sein. Aber die kleinen Objekte und die Bedingungen, unter denen die Grenzer leben — das macht doch einen auch nur andeutungsweise geregelten Sport glatt illusorisch. Zwei niedrige Baracken, enge Soldatenstuben mit Doppelstockbetten, klitzekleiner Klub- und Speiseraum. Schon ist's aus. Keine Turnhalle, kein Tischtenniszimmer, keine Aschenbahn, kein Sportplatz, keine ...

Ich: Trotzdem: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.

Er: Leere Phrasen! Übrigens, wir sind da. Wie ich's dir prophezeit habe: Zwei niedrige Baracken ... Du wirst dich wundern!



Ich: Oder du!

Er: Da kommt gerade der Diensthabende ...

Ich: ... und dein erster Reinfall, wie du hörst. Denn Gefreiter Rudolf Luther ist Mitglied der Sportgruppenleitung. Was sagte er soeben?
„Um den Sport ist's nicht schlecht bestellt bei uns, wenn wir auch erst am Anfang einer geregelten Arbeit stehen. Im Januar hatten wir unsere Wahlversammlung. Seitdem ist schon einiges geschehen. Erst haben wir in den Zügen und dann in der Kom-

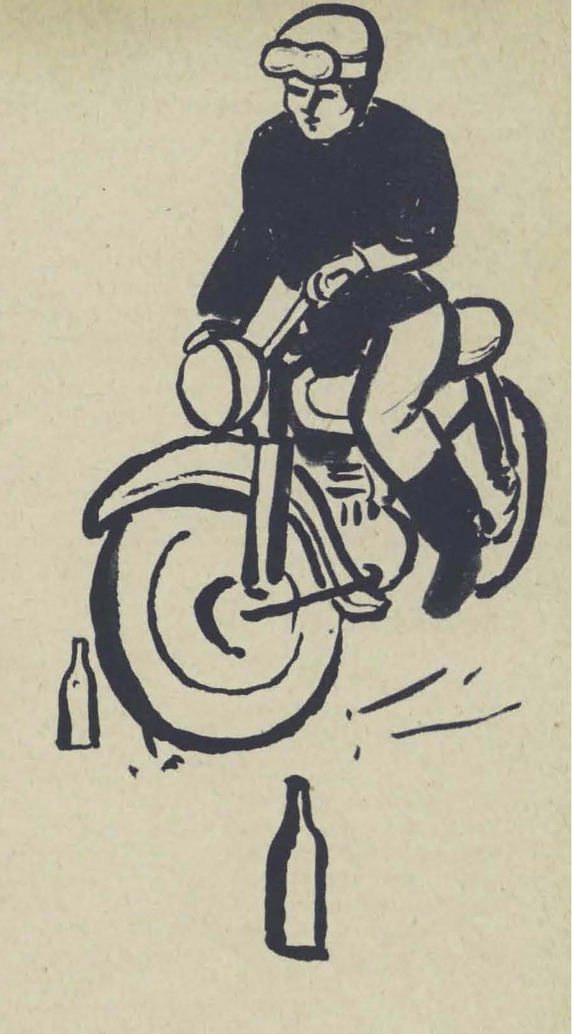
panie die Besten im KK-Schießen, Schach und Tischtennis ermittelt; das heißt, im Schach steht noch eine Partie aus: Soldat Robra gegen Leutnant Drews. Aber die gewinnt Genosse Robra; als unumstrittener Schachkönig der Kompanie ist er ganz großer Favorit."

Er: Aber das mit dem KK-Schießen, Mann, das war doch der reinste Hohn — ganze 3 Schuß pro Nase!

Ich: Dafür haben sich aber die Genossen selbst jene paar Schuß, die hier verballert wurden, mühselig von der GST und der Bereitschaft ergattern müssen. Du siehst also, der Wille ist da, und auch Interesse fürs Sportschießen; obwohl die Kompanie noch nicht mal einen eigenen KK-Stand hat, sondern sich mit einem Provisorium behelfen muß. Nur sollte die ASG Sonneberg endlich dafür sorgen, daß den Sportgruppen genügend Kleinkalibermunition aus den Beständen der Armeesportvereinigung zur Verfügung gestellt wird.

Er: Lassen wir die Geschichte mit dem Schießen. Auf jeden Fall mußt du doch jetzt selbst sagen, daß das, was du bisher gehört hast, wirklich nicht die Masse ist. Aber — du wolltest mir ja nicht glauben.

Ich: Warum sollte ich auch?
Das erste Plus auf des Grenzers und meinem Konto: Obwohl es Schwierigkeiten en masse gibt, haben die Genossen eine torschußkräftige Fußballelf. Gespielt wird in der Regel gegen die Nachbarkompanien, und in diesem Sommer soll es sogar erstmals zu einer ASG-Meisterschaft mit Punktspielbetrieb kommen. Zwar ist der nächste Sportplatz zwei Kilometer entfernt, aber das stört die Genossen nicht. Trainiert und innerhalb der Sportgruppen





Illustrationen: Paul Klimpke





Wir erwarten die Neuen!

Die Unteroffiziere unserer Einheit sprachen gemeinsam über Erziehungsprobleme mit den neuen Genossen. Unteroffizier Kuklee meinte dazu: „Es werden größere Anstrengungen nötig sein als bisher. Daher ist es wichtig, die richtigen Erziehungsmethoden zu finden. Natürlich ist es notwendig, eine straffe militärische Disziplin und Ordnung von Anfang an einzuführen."
Übereinstimmend brachten alle Unteroffiziere zum Ausdruck, daß es notwendig ist, den Neuen ein umfangreiches Wissen und Können in kurzer Zeit beizubringen, um die Lücke zu schließen, die bei den Frühjahrsentlassungen entsteht, und somit schnell unsere Gefechtsbereitschaft auf den alten Stand zu bringen.

Uwm. Glos

Panzerfragen

Welche Panzertypen finden außer dem T-34 und dem T-54 in der Sowjetarmee Verwendung?

Peter Fröhlich



Die genannten Typen werden zu den mittleren Panzern gezählt. Die Sowjetarmee besitzt außerdem verschiedene Typen schwerer Panzer sowie Schwimmpanzer.

Vignetten: Arndt

Ist der T-54 dem amerikanischen M-41 überlegen?

Hans-Joachim Müller, Vorwerk bei Demmin

Diese beiden Panzertypen kann man nicht vergleichen, da es sich bei dem T-54 um einen mittleren Panzer, bei dem M-41 aber um einen Aufklärungspanzer handelt. Der T-54 ist heute unter den mittleren Panzern der beste der Welt.

Von schlechtem und gutem Benehmen

Nach dem 13. August 1961 und auch zu Weihnachten fühlten sich viele Junge Pioniere aufs engste mit ihren Soldaten verbunden. In Arnstadt war es eine Freude, zu sehen, wie fleißig alle Jungen Pioniere der Käthe-Kollwitz-Oberschule Altstoffe sammelten. Zehn Päckchen wurden von dem Erlös versandt, aber nur zwei Genossen bedankten sich in sehr herzlichen Worten. Ich selbst finde es sehr unhöflich von den übrigen.

Erika Steinmüller, Arnstadt

Liebe Klasse 4d!

Zuerst möchten wir uns für den lieben Brief und das schöne Geschenk, welches Euch bestimmt viel Mühe gekostet hat, recht herzlich bedanken. Über diesen Brief haben wir uns besonders gefreut, da er im Auf-

gespielt wird auf der abschüssigen Wiese vor der Unterkunft; ein paar Uniformjacken oder ähnliches markieren die Torpfosten. So wird munter drauflos geknödelt — und einfallsreich improvisiert. Übrigens, bisher traten die Fußballer immer „buntscheckig" an; seit jedoch die ersten Rücklaufgelder zur Sportgruppe geflossen sind, besitzt die Mannschaft nun auch einen einheitlichen Dreß . . .
Das zweite Plus auf des Grenzers und meinem Konto: Obwohl es Schwierigkeiten en masse gibt, haben sich die Genossen vorgenommen, um den Titel „Beste Sportgruppe" zu kämpfen. Dabei wird es vor allem mit dem Erwerb des Sportabzeichens schwer werden, denn wer auf ihrer 100-m-Strecke (eine holprige Straße mit dem Warnschild „Achtung! Schlaglöcher!") die für Silber geforderten 13,6 sec laufen will, muß mindestens 13,1 sec „aschenbahnschnell" sein . . .
Das dritte Plus auf des Grenzers und meinem Konto: Obwohl es Schwierigkeiten en masse gibt, will sich Gefreiter Hans-





Jürgen Zander besonders der zahlreichen „Feuerstuhlbesitzer“ der Kompanie annehmen. Einmal hat er bereits ein Geschicklichkeitsturnier veranstaltet; da galt es, Slalom zu fahren, ein Wasserglas zu transportieren, unter der Höhenlatte hindurchzuschlüpfen, über die Wippe zu knattern und ganz, ganz langsam zu fahren, ohne sich mit den Füßen abzustützen. Alle dienstfreien Grenzer waren an diesem Tag auf den Beinen und sahen sich das Schauspiel an — sofern sie nicht selbst als „Aktive“ beteiligt waren. Ähnliche Turniere will Genosse Zander auch künftig organisieren. Und dann noch eine Fahrschule, weil: „Es gibt noch einige Genossen, die zwar eine Maschine, jedoch noch keine Fahrerlaubnis haben . . .“

Das vierte Plus auf des Grenzers und meinem Konto: Obwohl es Schwierigkeiten en masse gibt, wird auf jeden Fall viel Tischtennis gespielt (selbst wenn die Platte, sie steht im Speiseraum, aus Platzmangel vor jeder Mahlzeit abgebaut werden muß), geturnt, gelaufen, gesprungen, „volleyballisiert“ und (im fünf Kilometer weit entfernten Freibad) geschwommen . . .

Nun, mein Freund, wie stellst du dich zu dieser Rechnung?

Er: — — —

Ich: K. o. — nach Strich und Faden ausgeknockt! Übrigens, so geht's nicht nur denen, die an der Lebenslust und der Sportbegeisterung unserer Grenzsoldaten zweifeln, sondern noch viel, viel eher jenen dunklen Gestalten, die versuchen sollten, unsere Staatsgrenze anzutasten. Mit Brief und Siegel: Ihnen winkt ein noch erheblich schlagkräftigeres K. o.

FREG

trage von Schülern Eurer Klasse persönlich übergeben wurde. Dies zeigt wieder einmal unser festes Bündnis zwischen Armee, Betrieb und Schule.

Rolf, Klaus und Günter aus Zittau

Raketen?

Bei manchen MIGs sind unter den Tragflächen raketenähnliche Körper angebracht. Sind das Raketen?

Rainer Regenberg, Marbach

Bei diesen „raketenähnlichen Körpern“ handelt es sich um Treibstoffzusatzbehälter. Wenn sie leer sind, können sie abgeworfen werden.

Über uns

Das Gute an der Zeitung ist, daß die Artikel nicht so einseitig sind. Es sind viele Interessengebiete angeführt.

Obwm. Sollmann

Als ich im Januar die erste „Armee-Rundschau“ dieses Jahres in der Hand hielt, war ich sehr erstaunt über das neue Kleid. Wenn ich daran denke, wie die „Armee-Rundschau“ am Anfang war, kann ich jetzt sagen: sie ist wirklich prima.

Klaus Striegel, Offz.-Schüler



Mir gefällt die neue „AR“, besonders auch die Star-Palette.

Hans Eberlein, Leipzig

Kaderfragen

Unter den Neuen, die wir in unserer Potsdamer Einheit bekommen, befindet sich auch manch alter Bekannter aus den Babelsberger Filmstudios. Harry Hindemith wird als Kompaniechef eingesetzt, hat er doch seine Kommandeurfähigkeiten in „Schritt für Schritt“ bewiesen. Schwieriger wird es schon mit Christel Bodenstein. Sie versteht zwar etwas vom Beruf der Krankenschwester — ich erinnere an „Der Ermordete greift ein“ —, andererseits haben wir die Bedenken, daß bei ihrem Einsatz in unserem Med-Punkt der Krankenstand der Einheit möglicherweise rapid ansteigen könnte.

Und zum Schluß noch eine Frage: Stimmt es, daß Ernst-Georg Schwill bereits als Oberfeldwebel beim Erich-Weinert-Ensemble dient?

Ltn. Lamchal, PF 141 962



Jawohl, das stimmt!



HEFT 4
APRIL 1962
PREIS DM 1,-

Das Redaktionskollegium · Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Telefon: 63 09 18 · „Armee-Rundschau" – Magazin des Soldaten · Herausgegeben im Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943, Liz.-Nr. 5 des Ministeriums für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik · Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3,– DM · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für nichtangeforderte Manuskripte und Bilder übernimmt die Redaktion keine Haftung · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 2 · Gesamtherstellung: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 9. März 1962

Fotos: Gebauer (16), Titel, Rücktitel, S. 21, 22, 23, 28, 39, 40, 41; MBD (12) S. 1, 32, 22, 34, 51, 64; „Zolnierz Polski" (6) S. 13, 14, 15; Progreß (1) S. 47; Zentralbild (9) S. 6, 25, 26, 27; John (1) S. 72; Demme (2) S. 10, 11; Scheppner (1) S. 16; Salomon (1) S. 75; Archiv (19) S. 24, 44, 45, 46, 49, 50, 59, 65, 74.

TITELBILD: IL-28 vor dem Start

STAR-Palette



Kati Székely

Trifft man in Berlin eine junge Frau, spricht sie in der Regel deutsch. Telefoniert sie aber im gleichen Moment in Englisch, dann wird es interessant. Man möchte doch wissen, soll man sie zu den Spreeathenerinnen zählen oder nicht. Frau Kati Szekely klärte es gleich selbst und stellte sich vor: „Ich bin geborene Amerikanerin mit ungarischer Staatsangehörigkeit und lebe mitten in Deutschland – in Berlin!" Wie kam es, daß gerade Berlin die Wirkungsstätte der jungen Künstlerin wurde?

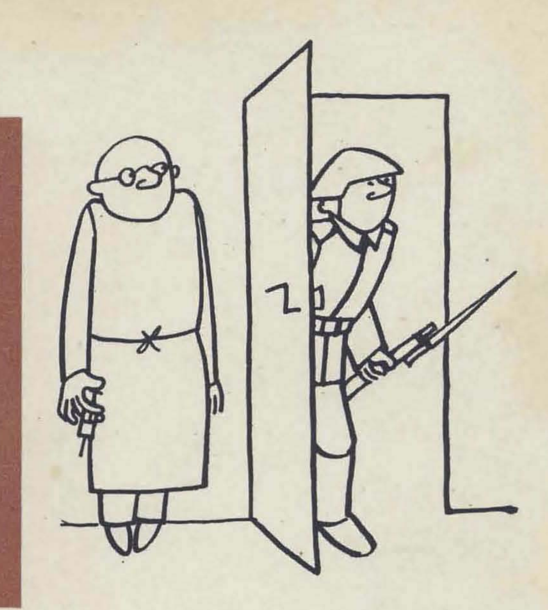
Es begann mit einer Reise ihres Vaters, Janos Szekely, dem bekannten Schriftsteller und Filmautoren von „Geschwader Fledermaus", den sie nach Berlin begleitete. Hier trafen sie den Filmregisseur Erich Engel, der wußte, daß das Deutsche Theater eine Inszenierung des Schauspiels „Anne Frank" vorbereitete und der Meinung war, in der damaligen 15jährigen Kati die richtige Anne vorschlagen zu können. Und nun begann das Ungewöhnliche! Kati kannte die deutsche Sprache nicht, wie sollte sie spielen? Wie sollten die Berliner sie verstehen? Sie nahm die Rolle in Englisch und Spanisch und die dazugehörigen Wörterbücher und übertrug die Rolle selbst ins Deutsche und lernte sie auswendig. Die begeisterten Premierengäste merkten nicht, daß ihr deutscher Wortschatz nicht mehr Wörter umfaßte, als ihre Rolle hatte. Den Mut zu dieser Arbeit gab ihr die Gestalt der Anne, besonders die Liebe der Anne zu ihrem Vater. Kati sah sich zum Teil selbst darin, die gleichen Gefühle hatte auch sie zu ihrem Vater. Nach der Premiere begann der Schauspielunterricht.

Nach dem Unterricht am Tage spielte Kati abends im Theater. Verständlich, daß sie nach bestandener Prüfung aufatmete. Oft haben ihr die Kollegen geholfen, besonders ihr Partner aus dem Stück, der „Peter", der eigentlich Hans-Edgar Stecher heißt und heute ihr Gatte ist.

Viel Freude bereitete Kati und Eddi die Arbeit im Jugendfernsehen. Ein Jahr lang gestalteten sie die „Palette" und wurden so von den Mädchen und Jungen ins Herz geschlossen, daß man sie mit Handschlag auf der Straße begrüßte.

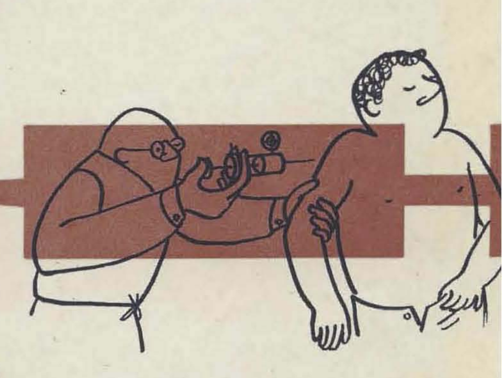
Im Film werden wir Frau Szekely bald sehen können, in einem Film, der den Ereignissen nach dem 13. August 1961 in Berlin und einer Liebesgeschichte gewidmet ist. Als Südamerikanerin wird sie in einem Fernsehfilm „Das grüne Ungeheuer" von Wolfgang Schreyer spielen. Wir wünschen ihr dazu genausoviel Erfolg wie bisher.







Aua! Aua!



ZEICHNUNGEN:

PAUL KLIMPKE

